Weizenegger, Lemf.

Die Wahrheit

in der Lösung

der Römischen Frage

von

B. O. S.



Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte Uebersetzung.

Regensburg.
Verlag von Friedrich Pustet,
Buchdrucker des heil. Apostol. Stuhles.
1889.



Vorwort des Uebersetzers.

Hiemit führt sich in die deutschen Lande eine Schrift ein, die ganz kürzlich in Italien erschienen und zunächst für die Italiener verfaßt ist.

Dieselbe muß eine Saite angeschlagen haben, die mächtig wiederhallt im Herzen des italienischen Volkes. Denn der ersten Auflage folgte die zweite von 4000 Exemplaren auf dem Fuße. Das geschah am 7. September. Am 11. September mußte bereits zur Herstellung einer dritten geschritten werden. Gewiß ein Beweis, daß die Schrift in Italien zeitgemäß, daß sie die lebhaftesten Interessen Italiens berührt.

Nur Italiens? — Es wäre sonderbar. Die Schrift handelt über die unsäglich traurige Lage des Vaters der Christen-

heit, bespricht die Römische Frage. Die geht nicht bloß die Italiener an, sie ist eine Herzensangelegenheit aller Katholiken, wo immer sie sich finden auf der weiten Erde.

Allein mit Worten werden die großen Fragen der Zeit nicht gelöst, durch Klagen nicht erledigt. Es muß gehandelt werden. Wohlan, diese Schrift beschränkt sich nicht darauf, nur etwa den Stand der Frage klar zu legen, oder nur zu zeigen, was der heil. Vater selbst gethan und aus so vielen Gründen thun mußte, um eine heilsame Lösung anzubahnen. Sie ist eminent praktisch und dadurch unterscheidet sie sich von allen andern Schriften, die bisher über diesen Gegenstand handelten. An der Hand von Thatsachen weist sie jeden Katholiken auf's bestimmteste an, wie er sich zur Frage zu stellen, was er mit den Mitteln, über die er verfügt, mit dem Einflusse, den ihm Gott gegeben, zu thun habe, um an ihrer Lösung zu arbeiten.

Mehr noch. Diese Schrift bietet dem tiefer Blickenden zum ersten Male ein durchdachtes, begründetes, positives Programm nicht bloß für eine heilbringende Reorganisation Italiens, sondern auch für einen soliden Unterbau des

Friedens für unsere friedenslosen Völker. Und das scheint mir der Vorzug zu sein, der diese Schrift vor allen andern ähnlichen Inhaltes auszeichnet. Man wird auf diese Schrift zurückkommen müssen, so oft in der Folge über die Römische Frage verhandelt wird.

Bedarf es noch der Rechtfertigung, weßhalb diese Schrift auch den deutschen Katholiken zugänglich gemacht wird, die sich durch ihre Glaubenstreue und ihre Glaubensthätigkeit die Bewunderung der Welt erworben?

Man könnte fragen, welches Ansehen der Verfasser dieser Schrift in Anspruch nimmt, um seinen Erörterungen und Vorschlägen in einer so hochwichtigen und vielbesprochenen Frage Gewicht und Nachdruck zu verleihen.

Zunächst keine andere, als ihm die Thatsachen, aus denen er argumentirt, und die Logik, auf die er sich stützt, einräumen.

Dann sind es an allen entscheidenden Stellen Aussprüche der Päpste, von denen er seine Beweisführung ableitet.

Will Einer noch mehr? — Leo XIII. steht der Schrift nicht ferne. Ist ja die erste Ausgabe derselben aus der Tipografia Vaticana hervorgegangen. Er hat der Schrift im Ganzen wie im Einzelnen seine volle Anerkennung, seinen vollen Beifall zu Theil werden lassen, und wünscht nichts mehr, als daß ihr Inhalt in die weitesten Kreise in und außerhalb Deutschlands getragen werde.





An wen diese Blätter gerichtet sind.

Wenn man gewissen Leuten glauben wollte, so wäre die Römische Frage schon seit vielen Jahren gelöst. Gleichwohl fährt sie fort, in Italien die Geister und die Gemüther zu theilen, wie am ersten Tage.

Diejenigen, welche jetzt die Macht in Händen haben, sind fest entschlossen, auch um keinen Finger breit von der Lösung abzuweichen, die sie ihr gegeben. Die Katholiken ihrerseits bestehen auf einer Revision, welche dem Papste mit der zeitlichen Herrschaft seine politische Unabhängigkeit wiedergibt.

Mitten zwischen beiden Parteien steht eine überraschend große Anzahl von Italienern, die ebenso gute Katholiken, als warme Patrioten sein wollen. Sie beklagen den herrschenden Zwiespalt, dessen traurige Folgen sie sich nicht verhehlen, sehen indessen nicht klar, wie dem Uebelstande ein Ende gemacht werden könne und müsse.

An diese edlen Italiener sind die gegenwärtigen Blätter gerichtet. Viele haben mit lebhaftem Interesse eine jüngst erschienene Schrift[1]) gelesen, welche bemüht ist, das augenblickliche Stadium

[1] Die hier gemeinte Schrift führt den Titel: „Roma e l'Italia e la Realtà delle cose." Pensieri di un Prelato Italiano etc. Firenze, Ufficio della Rassegna Nazionale 1889 oder zu Deutsch: „Rom und Italien und die thatsächliche Lage der Dinge," Gedanken eines italienischen Prälaten rc.

Diese Broschüre, die ursprünglich als Artikel in der Zeitschrift „Rassegna Nazionale" (im Hefte vom 1. März 1889), dann als Separatabdruck erschien,

der Römischen Frage nach der thatsächlichen Lage der Dinge darzulegen. Die gegenwärtigen Zeilen sollen die Lücken jenes Gemäldes ergänzen, und die mißlungenen Stellen verbessern; denn die thatsächliche Lage der Dinge läßt erst dann die Wahrheit erkennen, wenn wir sie vollständig und im wahren Lichte sehen.

erregte in Italien großes Aufsehen, denn der Inhalt derselben stand nicht nur in geradem Widerspruche mit den Anschauungen und Wünschen des hl. Vaters, sondern wurde auch, was noch mehr zu beklagen, als Gedanken eines Prälaten der heiligen Kirche angekündigt. Sie wurde zuerst in einem Briefe Leo's XIII. vom 31. März 1889 an den Bischof von Brescia (vgl. die „Civiltà Cattolica" vom 20. April 1889, wo sich dieser Brief findet), verworfen, dann durch Decret vom 13. April 1889 auf den Index verbotener Bücher gesetzt.

Unterdessen hatte sich schon das Gerücht verbreitet, Monsig. Jeremias Bonomelli, Bischof von Brescia, sei der Verfasser jener Schrift. Und wirklich erklärte sich Monsig. Bonomelli am Ostersonntage nach der Homilie während des Pontificalamtes als Autor der verurtheilten Schrift und unterwarf sich in löblicher Weise dem Urtheile des hl. Stuhles.

Deßungeachtet ward die Schrift — gleichviel aus welchem Grunde — nicht aus dem Buchhandel zurückgezogen, erlebte vielmehr verschiedene Auflagen. Das war der Anlaß, weßhalb auch die katholische Presse fortfuhr, deren Ideen und Tendenzen nachdrücklich zu bekämpfen. So entstand auch die Schrift, deren deutsche Uebersetzung wir hier bieten. Beständig werden darin die Ideen Bonomelli's und seines Vorgängers Curci bekämpft, auch oftmals dort, wo die Schrift Bonomelli's nicht ausdrücklich erwähnt wird.

Allein die Absicht des Autors und dessen, der ihn inspirirte, zielte weiter. Sie wollten allen Denkern, namentlich allen katholischen Denkern klar und bündig die Wahrheit in Betreff der Römischen Frage vorlegen.

Noch sei bemerkt, daß dem Autor bei den Citaten der Schrift des Monsig. Bonomelli die 6. Auflage vorlag. (Der Uebersetzer.)





I.

Der Ausgleich. Wer es ist, der ihn nicht will.

Seit neunundzwanzig Jahren steht die italienische Regierung in dieser brennenden Frage auf offenem Kriegsfuße mit dem Papste, dem Oberhaupte der katholischen Kirche. Der Gegensatz verschärfte sich auf's äußerste, als nach der gewaltsamen Einnahme Roms am 20. September 1870 der Papst vollständig beraubt und — man gestehe es ein oder nicht — zu einem römischen Unterthanen degradirt wurde.

Ein so unversöhnlicher und langer Kampf zwischen den beiden Mächten, muß in der Nation, die doch immer grundkatholisch ist, einen unbeschreiblichen, krankhaften Zustand verursachen, einen Zustand, der von Allen mehr oder weniger gefühlt, aber doch von einer höchst zahlreichen Klasse von Mitbürgern noch besonders lästig empfunden wird, jenen nämlich, die als überzeugungstreue Katholiken im Dienste des Staates stehen. Sie werden sich in tausend Fällen vor die Alternative gestellt sehen, entweder ihre religiösen Grundsätze oder ihre materiellen Interessen zu verläugnen.

Was Wunder also, wenn der lebhafte Wunsch laut wird, daß dieser Kampf doch endlich einmal aus der Welt geschafft werde, daß jeder Vorschlag zu einer Ausgleichung, mag es ein wahrer, mag es ein Schein-Versuch sein, als eine Botschaft des Heiles

begrüßt wird, das von Allen ersehnt wird. Denn, abgesehen von jenen Elementen, die in Wahrheit mehr gegen die geistliche als gegen die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles feindliche Stellung nehmen, auch im liberalen Lager, fühlt man nur zu sehr, wenn man es sich auch nicht gern eingestehen möchte, daß der Gegensatz zwischen dem officiellen[1]) Italien und dem Papstthume ein Krebsschaden ist, der unausgesetzt am neuen Reiche zehrt. Darum wird die Beendigung dieses Zwiespaltes als der nothwendige Schlußstein für den endgültigen Ausbau desselben angesehen.

Und der Papst? Ist er vielleicht weniger zur Aussöhnung geneigt? — Man nenne die Dinge mit ihrem rechten Namen und sage zum Frieden, der hier allein in's Auge zu fassen und durch die Versöhnung nur vermittelt werden soll. Man richte den Blick etwas über die irdischen Interessen hinaus, ohne indessen das wahre Wohl Italiens und der Gesellschaft aus den Augen zu verlieren. Dann kann man mit Sicherheit behaupten, daß der Papst mehr als irgend ein Anderer den Frieden herbeisehnt, denselben um so aufrichtiger will und um so sehnsüchtiger sucht, je erhabener sein Charakter ist, je edler die Beweggründe sind, von denen er beseelt wird. Es ist unmöglich, daß er, welcher der erste Diener Gottes, des Urhebers des Friedens, Stellvertreter desjenigen ist, der auf die Erde kam, um den Menschen, die eines guten Willens sind, den Frieden zu bringen, es ist unmöglich — sage ich — daß er, seiner Sendung uneingedenk, sich für einen Feind des wahren Friedens erkläre, ja auch nur einem Einzigen in dem Werke des Friedens den Vorrang lasse. In mehr als einem seiner Rundschreiben dringt Leo XIII. in die Geheimnisse der Weltordnung vor, welche die göttliche Vorsehung gegründet, und erörtert mit

[1] Der Verfasser gebraucht hier den Ausdruck „Italia legale“, der vor Jahren von einem Deputirten der „Italia reale“ gegenübergestellt wurde. In der Uebersetzung wird legale durch officielle wiedergegeben.

(Der Uebersetzer.)

unvergleichlicher Klarheit, wie nothwendig das einmüthige Zusammengehen der beiden Gewalten für die Wohlfahrt der Kirche und der bürgerlichen Gesellschaft sei. Wie könnte er also ohne handgreiflichen Widerspruch mit sich selbst dem Frieden hindernd in den Weg treten und hartnäckig die Flamme der Zwietracht zwischen Kirche und Staat in Italien schüren! Er, der seit dem Beginn seines Pontificates ununterbrochen mit bewunderungswürdiger Langmuth daran arbeitet, das gute Einvernehmen mit den übrigen Regierungen Europa's wieder herzustellen oder zu befestigen, wird sich doch nicht dazu verstehen, allein mit Italien, seinem Vaterlande, dem so hoch bevorzugten Sitze des Stellvertreters Jesu Christi, Streit und Zwietracht zu unterhalten. Was mehr ist als alles Andere, er setzt sichtbar auf Erden das Heilswerk der vom Gottmenschen erlösten Welt fort, sieht von der Höhe seines Apostolischen Amtes aus die unzähligen Gefahren, welchen so viele schwache Seelen in Folge des gegenwärtigen Kampfes ausgesetzt sind, hört das von Gewissensangst ausgepreßte Seufzen so Vieler, welche die Pflichten der Religion nicht mit denen des Staatsbürgers in Einklang bringen können: wem kann es auch nur in den Sinn kommen, daß er gefühllos bleibe bei diesem Schauspiele, taub gegen diese Hülferufe, ohne daran zu denken, die Hindernisse, welche das Heil so vieler Seelen in Frage stellen, falls es möglich ist, wegzuräumen.

Aber wenn das Verlangen nach einer Ausgleichung und nach Frieden so allgemein ist, wer ist dann dafür verantwortlich zu machen, daß die unheilvollen Spaltungen und Feindseligkeiten noch immer fortgesetzt werden? Es gibt Menschen — und nicht allein in den Reihen ausgesprochener Liberalen — welche der Logik und dem gesunden Sinne zum Hohne verwegen genug sind, die ganze Schuld von dem andauernden Zerwürfnisse zwischen dem heiligen Stuhle und dem officiellen Italien auf den Papst zu wälzen. Sie bilden sich ein, der Papst müsse irgendwie die vollendeten Thatsachen anerkennen, sich, so gut es geht, zurecht finden in der kläglichen

Lage, welche ihm die Revolution geschaffen, müßte, wenn nicht gutheißen, doch wenigstens mit Stillschweigen die erlittenen Unbilden und die Drangsale ertragen, unter denen er seufzt, mithin aufhören, der Welt mit seinen Protesten zur Last zu fallen. Und da der Papst das gerade Gegentheil that von all Dem, was jene wünschten, so muß, wenn man ihnen glauben will, der Papst schuld sein an all den heillosen Folgen, welche der Kampf der Gegenwart zu Tage fördert.

Man wünschte also eine Ausgleichung, eine Versöhnung auf Kosten eines sacrilegischen Verrathes. Und würde man einen solchen Ausgleich, welcher nicht die Gerechtigkeit zur Grundlage hat und das Ansehen des höchsten geistlichen Würdenträgers mit Füßen tritt, Frieden nennen? Man erklärt mit unverschämter Offenheit, dem Papste auch nicht eine Spanne Land von dem ihm entrissenen Territorium wiedererstatten, auch nicht eines von den vielen Gesetzen zurücknehmen zu wollen, welche seine Rechte so schwer kränken, und dann hat man den Muth, den Papst als den Feind des Friedens anzuklagen, gleich als wäre es für ihn ein Verbrechen, daß er sich nicht selbst zum Urheber seiner Bedrängnisse, sich nicht zum Mitschuldigen derer machen will, welche der Kirche den Untergang geschworen. Es ist an der Zeit, endlich doch einmal Belehrung anzunehmen. Der Papst besteht, wie jeder rechtmäßige Besitzer, der des Seinigen beraubt ist, auf seinen Rechten. Und da diese Rechte unverjährbar und heiliger sind als alle andern Rechte auf Erden, Rechte, deren Hüter er ist, die aber in Wahrheit Rechte der Kirche und ihres göttlichen Stifters sind, so kann der Papst nie und nimmer davon abstehen, sie zu vertheidigen, indem er an erster Stelle die politische Unabhängigkeit zurückfordert, die für die freie Ausübung des höchsten Apostolates unerläßlich ist.

Es ist hier nicht der Ort, die Beweise zu entwickeln, die wir später verwerthen werden, um die Stellung zu rechtfertigen, die der Papst gleich Anfangs genommen und stets eingehalten hat. Unter-

suchen wir vielmehr ruhig im Lichte unanfechtbarer Thatsachen, wer in Wahrheit die Schuld trägt, daß der unselige Kampf immer noch fortdauert.

Von vorneherein sieht Jeder, der nicht die Augen dem Sonnenlichte verschließen will, daß es Sache der Regierung war und noch ist, da sie sich ja fremden Besitzstand angemaßt, Unterhandlungen einzuleiten, und dem Papste eine gütliche Uebereinkunft vorzuschlagen, wenigstens eine vorläufige, wenn für den Augenblick eine vollständige und endgültige nicht möglich schien. Die Regierung mußte das längst thun. Das forderte gebieterisch die Rücksicht auf die verletzten Rechte, auf das Gewissen der Staatsbürger, das erheischte das Wohl des neuen Reiches, die eigene Rechtfertigung, die man Italien, die man ungefähr 300 Millionen Katholiken schuldig war. An günstigen Gelegenheiten zu diesem ersten Schritte auf dem Wege der Gerechtigkeit fehlte es nicht. Das geradezu Unerträgliche, welches die gegenwärtige Lage mit sich bringt, der Apostolische Charakter des Papstes, in welchem ja gewißermaßen die Liebe zum Frieden verkörpert ist, die persönlichen Eigenschaften Leo's XIII., der Mangel an unmittelbarer und wirksamer Unterstützung, der ja von seinen Gegnern mit sichtlichem Wohlgefallen als eine Lage der Verlassenheit seitens der andern Mächte bezeichnet wurde, alles dieses konnte der italienischen Regierung keinen Zweifel darüber lassen, daß, wenn man dem Papste eine Vereinbarung anböte, er dieselbe ganz gewiß nicht zurückweisen werde, natürlich vorausgesetzt, daß ihm nicht zugemuthet würde, seinen Pflichten zu nahe zu treten oder dem Ansehen des heiligen Stuhles etwas zu vergeben.

Nun wohl, zu diesem ersten Schritte einer Annäherung hat sich jene Partei, welche seit vierzig Jahren über die Geschicke Italiens entscheidet, nicht verstanden und versteht sich nicht dazu.[1]) So oft

[1] Allerdings wollte der Minister Crispi in einer der letzten Sitzungen des Senates (28. Juni 1889) das Gegentheil glauben machen, nämlich, daß

bei verschiedenen Gelegenheiten eine Schrift erschien, welche die Vortheile einer Aussöhnung empfahl, ohne auch nur an die Mittel zur Ausführung zu denken, entfachte sie von Neuem wie ein Funken das lebhafteste Verlangen darnach im italienischen Volke. Ja, diejenigen, welche in ihren Hoffnungen am weitesten gingen, begrüßten wohl eine solche Schrift schon als den Vorboten der Erfüllung aller ihrer Wünsche. Man mag von dem Werthe dieser Schriften halten, was

er gleich in den ersten Tagen seiner Amtsführung vermittelst eines hervorragenden Prälaten Unterhandlungen eingeleitet, die aber ohne seine Schuld erfolglos blieben. — Es ist das eines von den gewöhnlichen Manövern, die man macht, um einfältige Seelen und beschränkte Köpfe hinter das Licht zu führen. Treffend deckt der Osservatore Romano vom 5. Juli 1889 diesen Winkelzug in folgender Weise auf: „Die Unterhandlungen bestanden darin, daß während alle übrigen Basiliken unberührt gelassen wurden, insofern deren Verwaltung beim heil. Stuhle blieb, nur die Basilika von St. Paul für ein Nationaldenkmal erklärt ward. Das gab dem Staate den erwünschten Vorwand, die Verwaltung an sich zu reißen. Die Ungerechtigkeit lag zu Tage. Wäre es nur bei der Ungerechtigkeit geblieben. Die Basilika erlitt dabei die schwersten Verluste. Damals nahm der Abt von St. Paul, der hochw. P. Zelli, den Plan auf, den Papst wieder in den Besitz der Verwaltung der Basilika zu setzen. Zu dem Ende suchte er beim hl. Vater um die Erlaubniß nach, den P. Tosti beauftragen zu dürfen, mit der Regierung Verhandlungen anzuknüpfen. Der hl. Vater geruhte, seine Einwilligung zu geben und P. Tosti begann auf Veranlassung des Abtes die Einleitung. Die Unterhandlungen zogen sich aus verschiedenen Gründen in die Länge. Als man endlich wähnte, am ersehnten Ziele zu sein, scheiterten auf einmal alle Hoffnungen aus Gründen, die wir nicht zu wiederholen brauchen. Das sind die einzigen Unterhandlungen, welche P. Tosti im Auftrage seiner Obern zuerst mit dem Grafen von Robilant und dann mit Sr. Excellenz Crispi führte. Dahingegen hat Crispi im Senate gesagt, P. Tosti hätte Auftrag, über einen Ausgleich zwischen dem heiligen Stuhle und der italienischen Regierung zu unterhandeln. Wohlan denn, Crispi erbringe uns die Beweise hiefür. So lange er uns diese Beweise schuldig bleibt, wie er uns jüngst auf unsere Anfrage die Beweise schuldig blieb, als er Angesichts der ganzen Kammer behauptet hatte, der Papst bemühe sich, die Tripel-Allianz aufzulösen, so lange haben wir das Recht, zu behaupten, der Präsident des italienischen Cabinets habe gelogen."

man will, die Thatsache wird Niemand wegläugnen: Hätte die italienische Regierung bei solchen Anlässen einen friedlichen Ausgleich in Vorschlag gebracht, sie wäre nur dem dringendsten Wunsche des ganzen Landes nachgekommen. Indem sie es aber nicht that, lieferte sie den klaren Beweis, daß sie fest entschlossen sei, sich zu einem Vertrage nicht herbeizulassen trotz des Willens und gegen den Willen der Nation. Mehr noch, sie suchte nicht einmal den Schein zu wahren und verharrte unbeweglich in ihrer feindseligen Reserve.

All dieses reicht jedoch noch nicht hin, das schwere Unrecht dieser Regierung in's volle Licht zu setzen. Im Laufe des Jahres 1887 und in den ersten Monaten des Jahres 1888 machte man Gebrauch von den Rechten, welche das Gesetz gibt, und verfaßte eine Petition an das Parlament. In derselben wurde mit Berufung auf die Worte des Friedens, welche Leo XIII. in seiner Allocution vom 23. Mai 1887 gesprochen, der gesetzgebende Körper ersucht, der Einladung geziemendes Gehör zu schenken und dem erhabenen Haupte der katholischen Kirche die ihm unumgänglich nothwendige Freiheit und Unabhängigkeit wieder zu geben. Man machte den Anfang, Unterschriften zu sammeln, und zwar nur von solchen Staatsangehörigen, die das Recht haben, Wähler zu sein.

Wir untersuchen hier nicht, welche Bedeutung eine solche Petition durch die Zahl und durch den Charakter der Unterzeichner hätte erlangen können, wenn sie nicht mit Gewalt unterdrückt worden wäre. Wir untersuchen nur, wie die Männer, die den Staat im Namen einer Partei verwalten, sich gebahrten gegenüber jener allgemeinen Bitte um einen Ausgleich, einer Bitte, die in Ausdrücken abgefaßt war, welche sich jeder ehrliche Liberale hätte gefallen lassen können.

Welchen Ausgang die Sache nahm, ist allbekannt. Anfangs schaute die Regierung verächtlich zu und ließ die Petition ruhig circuliren. Als aber die Sache ernst wurde, und die Unterschriften

in kürzester Frist auf 550 000 (fünf hundert fünfzig tausend) gestiegen waren, legte sie sich mit all der Willkür, der immer die Thüre offen steht in Staaten, welche sich die liberalsten nennen, in's Mittel: Bürgermeister, Beamte, Lehrer wurden dutzendweise ihres Amtes entsetzt, ihnen selbst zum Schaden, Andern zum warnenden Beispiele, die schlichten Bürger wurden auf alle Weise behelligt und mit Drohungen erschreckt.

Mit alleiniger Berufung auf officielle, von der Regierung nicht geleugnete Thatsachen konnte daher Cardinal Rampolla schreiben, die öffentlichen Behörden hätten ihre Zuflucht zu Gewaltthätigkeiten und Acten förmlicher Verfolgung genommen. Und warum dieses? Um selbst eine ganz allgemein gehaltene Bitte, eine Verständigung herbeizuführen, gleich im Anfange zu unterdrücken.

Nach all diesem muß es Jedem, der Augen hat zu sehen und Verstand nachzudenken, klar sein: Wenn der Ausgleich nicht zu Stande kommt, ist an erster Stelle jene Partei dafür verantwortlich zu machen, welche jetzt in Italien am Ruder ist. Sie will ihn nicht, und sie will ihn nicht, unbekümmert um den Willen der Nation. Durch diesen mit Hartnäckigkeit fest gehaltenen Entschluß, der keine politische Rücksicht, keinen Volkswillen zur Voraussetzung hat, durch dieses unqualificirbare Vorangehen verräth die maßgebende Partei in der Regierung nur zu sehr den Plan, den sie verfolgt, mit dem sie allein dasteht im ganzen liberalen Lager, und den sie daher anderswoher, von einer Sonder-Verbindung oder Schule oder Secte, wie man es nennen will, empfangen muß. Das ist es, was man so gern verheimlichen möchte, aber das ist auch der erste feste Punkt, von dem man ausgehen muß, wenn man die Römische Frage nach der thatsächlichen Lage der Dinge beurtheilen will.

Gewisse Leute haben sich daran gewöhnt, die Schuld von dem herrschenden Zwiespalte auf den Papst zu wälzen, und an ihn Ermahnungen, Vorwürfe und Rathschläge zu richten. Wir werden sofort sehen, ob der Papst anders handeln kann, als er handelt.

Unterdessen seien wir gerecht. Der Friede kann nicht zu Stande kommen, wenn nicht beide streitenden Parteien ihn wollen. Nun hat die italienische Regierung gleich von Anfang an einen ganz andern Willen. Nicht damit zufrieden, keine Vorschläge zu machen, behandelt sie jene als Feinde und Verbrecher, welche die Aussöhnung wünschen. Sie will den Frieden nicht und macht auch kein Geheimniß daraus.

Wen soll daher vor Allem die Mißbilligung aller ehrenhaften und loyalen Italiener treffen, die, was immer für Ansichten sie auch in der Politik haben, doch dringend wünschen, daß die unselige Spaltung ihr Ende erreiche? Auf wen soll mit Recht der Druck ausgeübt werden, den die öffentliche Verstimmung und Mißbilligung erzeugt? Denn diese fürchten selbst jene noch, die sich über Alles kühn hinwegsetzen, wenn sie Verrath üben am eignen Amte, nur um ihren persönlichen Leidenschaften zu dienen oder den Zwecken irgend einer Sonder-Verbindung.

Gut, sagt man; allein diese ebenso frevelhafte als unabänderliche Abneigung der italienischen Regierung dem heiligen Stuhle irgendwie entgegenzukommen vorausgesetzt, bleibt kein anderes Heilmittel übrig, als daß der Papst abstehe vom Kampfe, die vollendeten Thatsachen ausdrücklich oder stillschweigend acceptire, mit der Sanftmuth Jesu Christi jene, die ihn beraubt, in seine Arme schließe und sie fortan als Freunde behandele, ohne ihnen Vorwürfe zu machen, ohne Bitterkeit im Herzen.

Es ist kaum zu glauben, daß von so Vielen, welche diesen Schluß mit Ueberzeugung wieder und wieder aussprechen, auch nicht Einer den Widerspruch gewahre, in welchen er sich verwickelt. Man gibt zu (und wer sollte es nicht?), daß sich im officiellen Italien eine systematische Feindseligkeit gegen den heiligen Stuhl geltend macht; und auf das hin gibt man dem heiligen Vater den Rath, nachzugeben und die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber wie ist es denn möglich, nicht einzusehen, daß bei

solcher Haltung der italienischen Regierung alles Entgegenkommen des Papstes uns dem ersehnten Frieden auch nicht um einen Schritt näher bringen würde?

Nehmen wir einmal an, der Statthalter Jesu Christi strecke seine Arme aus zu einem väterlichen Empfange, meint ihr, das officielle Italien würde sich in seine Arme stürzen, ich sage nicht mit Aufrichtigkeit, sondern auch nur zum Scheine? Dieses Italien, das so schroff jedes Friedenswort zurückweist selbst mit Hintansetzung aller politischen Klugheit? Man fasse doch diesen Gedanken etwas in's Auge, auf den wir später vielleicht noch Gelegenheit haben werden, näher einzugehen. In den ersten Jahren der Bewegung, welche zur Einnahme Roms führte, konnten unbefangenen Gemüthern allenfalls die tückischen Zwecke der Revolution verborgen bleiben. Aber in unsern Tagen müßte man doch mit Blindheit geschlagen sein, um nicht zu sehen, daß sie, allen Glaubens an die göttlichen Verheißungen bar, es schließlich auf nichts Anderes abgesehen hatte und noch hat, als auf den völligen Untergang der Kirche. Heutzutage wird es ja öffentlich und ohne Scheu von den Dächern gepredigt, die Usurpation Roms sei nicht etwa Zweck gewesen, sondern lediglich Mittel, um den Sturz der geistlichen Gewalt herbeizuführen, die Einnahme Roms sei ein Triumph, weniger weil so die gepriesene Einheit Italiens vollendet, wie man durch oberflächliche Köpfe und Heuchler verbreiten ließ, als vielmehr, weil es so möglich geworden, dort den Thron Satans aufzuschlagen, wo seit achtzehnhundert Jahren der weltbewegende Mittelpunkt des Reiches Jesu Christi gewesen. Die Revolution will die Gesellschaft und die Welt entchristlichen, und daher muß sie nothwendig einen unversöhnlichen Haß nähren gegen die katholische Kirche und deren Oberhaupt. Wenn nun aber das unglückliche Italien gerade in die Hände der erklärtesten Feinde des christlichen Namens gefallen, wenn ferner diejenigen, welche die Zügel der Regierung in der Hand haben, sich deren Tyrannei und Despotismus nicht entziehen wollten oder konnten, dann sage uns Einer offen und ehrlich,

welche Nachgiebigkeit des Papstes betreffs der weltlichen Herrschaft je weit genug gehen könnte, um den ersehnten Frieden wieder herzustellen?

Aber es ist Zeit, näher auf die Gründe einzugehen, welche den Statthalter Jesu Christi bestimmen, ohne Unterlaß fort und fort zu protestiren gegen die Beraubung des heil. Stuhles. Denn wenn diese Gründe derartig sind, daß sie es ihm unmöglich machen, über die schreiende Ungerechtigkeit hinwegzugehen und ihre Folgen mit Stillschweigen zu ertragen, dann muß die ganze Schuld von dem Streite und den Wehen, die in seinem Gefolge sind, auf die herrschende Partei, auf ihren hartnäckigen Widerwillen gegen alle und jede Verständigung zurückfallen. Die Prüfung der Gründe, die das Oberhaupt der Kirche zwingen, nicht abzulassen von seinen Protesten, ist hier von entscheidender Wichtigkeit, und auch hier müssen wir ehrlich die thatsächliche Lage der Dinge in's Auge fassen.





II.

Die Proteste des Papstes. Angriffe und Rathschläge als Antwort darauf.

Sofort, als die Beraubung des heiligen Stuhles ihren Anfang nahm, als ihm nämlich in Folge des räuberischen Einfalles vom Jahre 1860 der größere Theil seines Ländergebietes entrissen wurde, erhob der damals regierende Papst Pius IX. seine Proteste gegen die sacrilegische Usurpation. Er hatte aber neuen Grund zu protestiren und seine Proteste zu verschärfen, als er im Jahre 1870 in seiner päpstlichen Residenzstadt angegriffen und mit Waffengewalt aller und jeder Souveränität beraubt wurde.

Mit diesem Schritte ward nicht bloß die Beraubuug vollendet, indem sie sich auch auf die Hauptstadt der katholischen Welt, den Sitz ihrer Officien, Tribunale und Institute erstreckte, sondern auch der Papst in ein persönliches Abhängigkeitsverhältniß gebracht, das unvereinbar ist, nicht allein mit der Würde des Oberhauptes der Christenheit, sondern auch mit der erforderlichen Ausübung seines hohen, priesterlichen Amtes. So wurde denn die Zurückforderung einer zeitlichen Souveränität, die dem Papste eine wahre und augenscheinliche Unabhängigkeit in seinen Amtshandlungen garantirte, das Thema, welches vor allen andern und am meisten in den Protesten des Papstes und denen der Katholiken Italiens wie der ganzen Welt betont wurde.

Als Leo XIII. den päpstlichen Thron bestiegen, unterließ er nicht, dieselben Proteste zu erneuern wie sein Vorgänger. Er hat protestirt, es sei sein Wille, daß alle seine Rechte für immer und in Allem unangefochten blieben; er hat erklärt, die Grundlage des von ihm gewünschten friedlichen Abkommens mit Italien müßten die Gerechtigkeit und die Würde des Apostolischen Stuhles sein.[1] Dasselbe wiederholte und bestätigte er in dem Schreiben an den Cardinal Rampolla, das jene zurechtweisen sollte, welche das von ihm vorgeschriebene Verlangen nach Frieden mit Jubel begrüßt, aber böswillig entstellt hatten, indem sie von jenen Worten nicht die geringste Notiz nahmen.

Der Papst hält also die Rechte des heiligen Stuhles hoch, und er muß es thun und wird es allezeit thun, selbst dann, wenn er sich darein ergeben und es sich gefallen lassen müßte, zu sehen, daß die Herausgabe eines Theiles derselben noch auf längere Zeit hinausgeschoben würde. Welche leitenden Grundsätze er in dieser Beziehung zu befolgen, falls es zu Unterhandlungen käme, steht Niemandem zu, ihm vorzuschreiben, und es wäre Thorheit, hier Muthmaßungen aufzustellen. Was mit Sicherheit behauptet werden kann, ist dieses: Er wird sich nie und nimmer zu einer Regelung der Verhältnisse verstehen, die für ihn nicht eine wahre und genügende territoriale Souveränität enthält, als Garantie seiner wirklichen und sichtbaren Unabhängigkeit. Dieß ist ja auch der Hauptpunkt seiner beständigen Proteste, sowie der Gegenstand der lebhaftesten Wünsche und Forderungen und der festesten und allgemeinen Hoffnungen der Katholiken. Das heißt aber freilich nicht, der Papst verzichte darauf, daß alle Schäden, welche durch den Raub des Kirchenstaates der Kirche zugefügt, wieder gut gemacht werden.

Welche Bedingungen der Papst im Einzelnen stellen würde, mit Berücksichtigung der Umstände und der gegenwärtigen Lage

[1] Allocution vom 23. März 1887.

der Gesellschaft, hat er bislang nie ausgesprochen und konnte es nicht aussprechen, so lange nicht das von ihm immer betonte Princip angenommen würde, daß nämlich eine wahre territoriale Souveränität zum Zwecke einer freien und unabhängigen Ausübung seiner geistlichen Gewalt unumgänglich nothwendig sei. Der Papst hat übrigens nie angedeutet, sich in seinen Forderungen mit einer Miniaturherrschaft, wie dieses der Leoninische Stadttheil nebst seinem Streifen Land bis zum Meere sein würde, zufrieden geben zu wollen, er hat vielmehr zu wiederholten Malen auf der Zurückgabe Roms bestanden. Rom wurde auch zuerst von der Hoffnung der Katholiken in's Auge gefaßt und in ihren Protesten mit Entschiedenheit gefordert. Dabei ließen sie sich übrigens nur von ihrem eigenen richtigen Gefühle oder vielmehr vom gesunden Gemeinsinne leiten.

Die Zurückgabe Roms also mit der Wiederherstellung einer hinreichenden weltlichen Herrschaft, das ist das Erste, was die Katholiken wollen, verlangen und erwarten. Fügen wir gleich hinzu: Wenn der Papst und mit ihm die Katholiken unnachgiebig in ihren Forderungen auf der politischen Unabhängigkeit des Hauptes der Christenheit bestehen, so sind sie auch die Ersten, die überzeugt sind, ohne sich das erst von Andern sagen lassen zu müssen, daß die Zeitläufte Europas in diesem Augenblicke keine große Hoffnung bieten für die unmittelbare und vollständige Ausführung der heißersehnten Verständigung. Damit wollen wir nicht sagen, daß sie unmöglich oder überhaupt ganz unwahrscheinlich für einen nicht allzufernen Zeitpunkt sei.

Gegen diese Stellung, welche zwei Päpste und die Katholiken der ganzen Welt eingenommen, sind nicht bloß, wie zu erwarten war, die erklärten Feinde der katholischen Kirche aufgestanden, sondern sind auch im Laufe vieler Jahre hie und da Stimmen Einzelner laut geworden, die heilig versichern, vom reinsten Wohlwollen und von aufrichtigster Ergebenheit gegen den Statthalter Jesu Christi

beseelt und lediglich von der Rücksicht auf das wahre Wohl der Kirche geleitet zu sein.

Einige Schriften dieser Art wurden auf den Index verbotener Bücher gesetzt. Kein Vernünftiger wird sicherlich etwas dagegen einzuwenden haben, daß man in einer Gesellschaft, die ganz auf dem Geist der Disciplin und des Gehorsams gegründet, bei Veröffentlichung von Schriften, welche darauf hinauslaufen, die Handlungsweise des Papstes einer öffentlichen Kritik zu unterziehen, so verfährt.

Selbst wenn Christus die Kirche auf dem Princip der Volkssouveränität errichet hätte, was nicht der Fall ist, könnte das nicht geduldet werden. Sehen wir ja doch, daß sogar in constitutionellen Staaten, nach modernem Schnitte und auf dieses Princip basirt, die öffentlichen Acte des Staatsoberhauptes der öffentlichen Discussion entzogen sind, und deren leichtfertige Kritik strenge vom Gesetze geahndet wird.

Aber das sei hier nur im Vorbeigehen gesagt und ohne irgend einer Frage vorzugreifen, um so mehr, da das allgemeine Verbot eines Buches keine ausdrückliche Vermerkung irgend eines speziellen Irrthums enthält, und jene Irrthümer, welche sich darin finden, gleichwohl klar gestellt und mit den Principien der Vernunft und einer gesunden Theologie bekämpft werden müssen.

Der Gesichtspunkt also, von welchem aus man heutzutage die Proteste des Papstes zu tadeln beliebt, ist folgender: „Man gebe „den Bestand der Rechte des heiligen Stuhles auf eine weltliche „Souveränität in der ganzen Ausdehnung zu; man gebe den sacri„legischen Frevel zu, der in der Beraubung und der Weigerung „der Zurückgabe liegt. Alles dieses beschränkt sich indeß auf das „moralische Gebiet, auf dem materiellen Gebiete muß die thatsäch„liche Lage der Dinge maßgebend sein. Wer diese gründlich studirt, „muß zur Ueberzeugnng gelangen, daß die Wiederherstellung einer „solchen Souveränität, woher immer und wie immer man sie er=

„warten möge, eine reine Unmöglichkeit sei. Darum sind die Proteste zum Zwecke, jene wieder herzustellen, verlorne Mühe. Auf „der andern Seite reibt der vom Papste fortgesetzte Kampf alle „Kräfte der Nation auf und macht die Kluft, welche Italien vom „Papstthume trennt, immer tiefer, immer breiter. Unheilvoll wie „er ist, wird er die katholische Sache auf der ganzen Halbinsel in „eine kritische Lage bringen. Wohlan denn, was hat also der „Papst zu thun? Soll er seinen Rechten und der politischen Unabhängigkeit selbst entsagen? Dieses zu fordern wäre eine Ungereimtheit, es auszuführen von seiner Seite ein Frevel, eine Unmöglichkeit. Es ließe sich aber ein Mittelweg finden. Man schließe „einen Waffenstillstand und darnach werden wir Frieden machen. „Und welches wäre der Waffenstillstand? Das Stillschweigen. „Mit andern Worten: Der Papst müßte mit seinen Protesten, „die doch nichts nützen, sondern nur schaden, ein Ende machen, „sich in sein Schicksal ergeben, wie es ja von Gott zugelassen wird, „und stillschweigen. Dieses Verhalten würde dem Rechte nichts „vergeben, würde die aufgeregten Gemüther etwas beschwichtigen, „das Mißtrauen gegen die Kirche mindern und, wenn auch ganz „allmählich, eine Lösung vorbereiten und herbeiführen. Und diese „Lösung könnte keine andere sein, wenn es gut geht, als jener „Kirchenstaat en miniature, von dem früher die Rede war. Würde „diese Lösung aber besiegelt mit der heißersehnten Aussöhnung des „Stellvertreters Jesu Christi und der königlichen Familie, dann „würden unzählige Uebel aufhören, die Fülle des Segens würde „bei dieser Erneuerung von Staat und Kirche auf Italien herabströmen, auch die leidige Scheidung zwischen Liberalen und Katholiken wäre aufgehoben, der Gottlosigkeit wäre der Mund geschlossen, und die Religion würde wieder Königin und für alle Zeit „in ihrem Triumphe gesichert sein.“ [1])

[1] Dieser ganze Passus bildet den gedrängten Inhalt der Schrift Bonomelli's und ist, soweit es möglich, mit den Worten des Verfassers wiedergegeben. (Der Uebersetzer.)

Wer bedenkt, wie schwierig es ist, sich nicht etwa den König, sondern die leitenden Staatsmänner Italiens in den Armen des Papstes vorzustellen, dem wird all dieses wie ein Traum vorkommen. Den Eindruck eines Traumes machte es schließlich auch auf den, der es geschrieben. Vom Traume also zur thatsächlichen Lage der Dinge zurückkehrend, muß Jeder den mehr als wahrscheinlichen Fall voraussehen, daß alle unmittelbaren und mittelbaren Früchte, die man sich von dem angerathenen Stillschweigen versprach, eitle Hoffnungen bleiben. „Gut denn" — fährt man fort — „auch in dieser Voraussicht müßte der Papst von seinen, die Gemüther aufregenden Protesten ablassen. Auf diese Weise würden die Geister sich mit der Zeit beruhigen, die Wahrheit würde sich Bahn brechen, und unterdessen hätte man vielleicht Gelegenheit, Gesetze, die der Kirche höchst nachtheilig sind, zu verhindern, wie jene, die sich auf die frommen Stiftungen und auf die Ehescheidungen beziehen."

Das ist im Wesentlichen die Verhaltungsmaßregel, die man dem heiligen Vater anrathen, oder vielmehr den Katholiken vorlegen wollte, als die einzig vernünftige und der Kirche zum Besten gereichende Maßregel.

Dieselbe geht von der Voraussetzung aus, daß die Zurückgabe einer weltlichen Souveränität an den Papst, wenn sie auch nur hinreichte, seine politische Unabhängigkeit zu sichern, eine Unmöglichkeit sei, sodann von den Nachtheilen, die daraus erwachsen, wenn er fortfährt, dieselbe zurückzufordern.

Lassen wir — sagt man — die Rechtsfrage auf sich beruhen, und schauen wir die Thatsachen an. Wunderschön das! Als wenn ein dialektisches Kunststück uns von den großen Gesetzen der Moral entbinden könnte.

Man täusche sich doch nicht. In Fragen, die sich auf die Verletzung auch nur persönlicher Rechte und bloß weltlicher Interessen

beziehen, lediglich mit den Thatsachen zu rechnen, ist eine durch und durch unsittliche Methode.

Ohne Zweifel gibt es Fälle, in denen die augenscheinliche Nutzlosigkeit der Zurückforderung und die Voraussicht eines noch größeren Uebels es rathsam machen, sich in sein erlittenes Unrecht zu ergeben und selbst von jedem Proteste Abstand zu nehmen. Aber der Ungerechtigkeit indirect einen solchen Triumph einzuräumen, ist die schwierigste Sache für Einen, der sich dafür verantworten muß, namentlich dann, wenn, wie in unserm Falle, hochheilige Rechte und die höchsten und hochheiligsten Interessen in Frage stehen. Allgemeine Regel aber ist: Jeder Christ, ja jeder Mensch, der noch Sinn für Tugend hat, muß sich, wenn er eine Untersuchung über die Verletzung der Gerechtigkeit anstellen will, als höchste Norm den Triumph des Rechtes und die Unterordnung der niedern Interessen unter die höheren vorhalten; dieser müssen alle andern Erwägungen und Bestrebungen nachstehen.

Das unterdrückte Recht muß allezeit im Gewissen jedes Ehrenmannes jene Theilnahme finden, die in Worte gekleidet eine wirksame Vertheidigung ist; und die Ungerechtigkeit muß dort jenen tiefsten Abscheu finden, der uns wenigstens vor der Makel einer schuldvollen Connivenz bewahrt.

Wer aber, während der Hüter des zertretenen Rechtes Gerechtigkeit fordert, sich in's Mittel legt und geltend macht, es sei unmöglich, den Schaden wieder gut zu machen, ein solcher wird mit Fug zu denen gerechnet, die mitschuldig sind am Justizmorde.

Die wahre oder angenommene Unmöglichkeit, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen, ist die sicherste Zufluchtsstätte derer, die das Recht mit Füßen treten. Dort geborgen rechnen sie darauf, die Frucht ihrer schmählichen That gesichert zu haben, indem sie der unterdrückten Gerechtigkeit höhnisch in's Gesicht lachen. Es gibt keinen schändlicheren Mitschuldigen als den, welcher jenen mit eigener Hand dieses Versteck öffnet.

Diese Makel, am Verbrechen mitschuldig zu sein, löscht man auch nicht aus mit irgend welcher platonischen Mißbilligung der begangenen Ungerechtigkeiten, auch nicht mit wiederholten Betheuerungen, man hätte Mißfallen daran. Viel weniger wird sie getilgt, wenn man mitten unter diesen nichtssagenden Betheuerungen geradezu daran arbeitet, zu discreditiren, verhaßt, wehr- und waffenlos zu machen nicht etwa die Unterdrücker, sondern die Vertheidiger des Rechtes.

Das und nichts Anderes ist es, wohin jener gleißnerische Grundsatz führt, man müsse die Gründe des Rechtes bei Seite lassen und lediglich die Thatsachen in Betracht ziehen. Dazu verleitet er auch jene, die sonst ehrenhafte Männer sind und sein wollen. Es ist die äußerste Grenze, an der die moralische Verirrung anlangen kann, und leider verrathen alle Schriften, die von jenem Grundsatze ausgehen, diese häßliche Tendenz. Sie bewirken thatsächlich nichts Anderes, als daß sie den Unwillen der Guten von den Räubern und Bedrängern der Kirche ablenken, um alle Bitterkeit und allen Groll auf den Statthalter Jesu Christi zu wälzen, der sie vertheidigt.

Mehr noch: Eben dieser Grundsatz löst sich, aus der Nähe betrachtet, von selbst in ein Paradoxon auf und wird auf den Lippen jener unbehutsamen Kritiker ein bloßes Wortgeklingel.

In der That, man gebe den Thatsachen so viel Bedeutung als man will, immer bleibt es eine logische Unmöglichkeit, vom Rechte abzusehen, so oft das Recht selbst eine andere Ordnung von Thatsachen schafft, die eben so wahr und reell sind wie jene ersten.

Der Papst erklärt laut und öffentlich, daß ihm die weltliche Souveränität für die gehörige Verwaltung der Kirche nothwendig sei. Mag man hier nun auch die Interessen einer Nation noch so sehr überschätzen oder vielmehr die durch nichts gerechtfertigte Anmaßung einer Partei, man wird daneben doch nicht die Interessen

und die Macht einer Gesellschaft aus den Augen verlieren können wie die Kirche ist. Das können nicht gläubige Christen thun, die in jener Gesellschaft eine göttliche Institution sehen, eine Institution, die, gleichwie sie einen übernatürlichen Zweck hat, ebenso bestimmt ist, die höchsten Interessen jedes einzelnen Menschen zu wahren, die betraut ist mit einer Weltmission und darin von einer ganz besonderen Providenz Gottes geleitet wird, welche sie allezeit frei und siegreich aus den Händen ihrer Feinde hervorgehen ließ. Das kann auch nicht einmal Jemand thun, der die Sache nur vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet. Ein Zustand der Dinge, welcher einer Gesellschaft die mißlichste Lage bereitet, deren Mitglieder sich auf ungefähr dreihundert Millionen belaufen, die noch dazu entweder ganz oder doch zum großen Theile die ersten Nationen der civilisirten Welt ausmachen, ein solcher Zustand, sage ich, kann augenscheinlich nicht von Dauer sein und muß abgestellt werden. Gesetzt auch, die gegenwärtigen Verhältnisse böten eine Festigkeit und eine Dauer, wie sie menschlichen Dingen nicht eigen sind, es gibt keinen so festen Damm, der nicht früher oder später einem mächtigen Strome nachgibt, dessen Lauf er versperrt. Die großen Kräfte in der Natur halten sich das Gleichgewicht, zerstören sich aber nicht.

Sobald also mit Augenscheinlichkeit nachgewiesen, die weltliche Herrschaft des Papstes sei absolut nothwendig für die entsprechende Verwaltung der Kirche, in demselben Augenblicke wird die Unmöglichkeit, dieselbe wiederherzustellen, hinfällig in sich selbst und in unserer Ueberzeugung. In sich selbst, denn die Unzufriedenheit und der erlittene Schaden einer weltumspannenden Gesellschaft, die so lebenskräftig ist wie die Kirche, drängt immer nach einer neuen ihr günstigen Combination der Verhältnisse; in unserer Ueberzeugung, denn wir halten leicht die Abstellung eines Ungemaches für unmöglich, wenn es uns erträglich scheint, aber diese Unmöglichkeit hört ganz gewöhnlich auf in unsern Augen evident zu sein, wenn

das Ungemach so schwer auf uns lastet, daß wir glauben, es nicht ertragen zu können.

Darum ist der klare Nachweis der Existenz dieser Nothwendigkeit in ihrer ganzen Tragweite nicht eine abstracte Frage über ein bloßes Recht.

Existirt eine solche Nothwendigkeit, so muß sie der erste Grund sein, zuzugeben, der Papst könne nicht abstehen von seinen Protesten, zugleich muß sie ein erster Grund sein, an der vorgeblichen Unmöglichkeit zu zweifeln, daß seine Proteste den gewünschten Erfolg hätten.





III.

Die Nothwendigkeit der weltlichen Macht im Lichte des Glaubens betrachtet mit Rücksicht auf die Lehre der Kirche.

Allerdings ist es unsere Absicht, objectiv die Thatsache zu erörtern, wie nothwendig heutzutage dem Papst eine weltliche Souveränität ist, um die Kirche in gehöriger Weise zu regieren. Indessen können wir als Katholiken doch nicht umhin, uns auch zu vergegenwärtigen, was über diesen Punkt die Kirche selbst lehrt.

Setzen wir daher voraus, was Alle zugeben: So oft der Stellvertreter Jesu Christi und mit ihm alle Bischöfe der Welt einstimmig eine Lehre vortragen, welche sich auf die allgemeine Verwaltung der Kirche bezieht, so thun sie es, geleitet von einem besondern Gnadenbeistande, der ihnen von Christus verheißen. Und jeder Christgläubige hat in diesem Falle die strenge Pflicht, seinen Verstand zu unterwerfen und die Lehre anzunehmen. Gewisse schwache Geister wollen in dieser Ergebenheit eine unwürdige Sklaverei sehen, welche der Vernunft auferlegt wird. Umgekehrt sehen die aufrichtigen und denkenden Katholiken darin nur einen sichern Führer, der sie vor einem Fehltritte bewahrt auf einem Gebiete, auf welchem man bisweilen mehr als einen gescheidten Menschen in kläglicher Weise straucheln sieht.

In wissenschaftlichen Fragen hält sich Jeder mit Recht an die Orakel der Wissenschaft d. h. an die oft sehr unsichern Schlußfolgerungen der Männer der Wissenschaft. In Fragen höherer Ordnung nimmt der Katholik freudig die Entscheidungen der Kirche entgegen mit dem Unterschiede, daß, während er sich im ersten Falle der menschlichen Vernunft Seinesgleichen unterwirft, er sich im zweiten Falle allerdings menschlichen Lehrern unterwirft, aber nur in sofern, als sie unter Leitung des göttlichen Lehrers stehen.

Was nun unsere Frage betrifft, so hat man nicht erst in unserm Jahrhundert geglaubt, die weltliche Herrschaft des Papstes sei auf's innigste mit der Unabhängigkeit der geistlichen Regierung verbunden. Selbst die Einführung des Patriciates und des Kaiserthums, wozu die Versuche der Lombarden Rom zu erobern Anlaß gaben, hatte namentlich zum Zwecke, die weltliche Macht des Papstes zu schützen und zwar: „ad Sanctae Romanae Ecclesiae LIBERTATEM et sublimitatem“, wie der h. Papst Nicolaus I. schrieb (vom Jahre 858—867).[1])

Daher schreibt der Protestant Gregorovius, um die Idee auszudrücken, welche diesbezüglich seit Karl dem Großen immer in der Kirche herrschte, also: „Die Metropole des Christenthums stellte im höheren Sinne als das alte Rom ein Weltprincip dar, sie mußte daher frei und allen Völkern zugänglich sein. . . . Diese Auffassung war es, welche dem Papste bis auf unsere Tage den kleinen Kirchenstaat erhielt.“[2])

Und an einer andern Stelle: „Indeß das Bestehen eines Kirchenstaates, selbst in so elender Gestalt (wie während des Investiturstreites), war eine wirkliche Bedingung für die geistliche Unabhängigkeit des Papstes.“[3])

[1] Nicolai I. epist. LXXX. Migne Patrolog. lat. Tom. CXIX.

[2] Gregorovius. Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. 3. Band. Stuttgart 1876. S. 5.

[3] Ebendas. 4. Bd. S. 386.

Als Bestätigung des Alters dieser Lehre verdient namentlich die Constitution des Papstes Nicolaus III. erwähnt zu werden, welche anfängt: „Fundamenta militantis Ecclesiae.“ Im Jahre 1278 veröffentlicht trägt sie alle Frische eines modernen Actenstückes an sich, so groß ist die Evidenz der Grundsätze, die darin betont werden.

Zweck der Constitution ist, durch absolutes Verbot zu verhindern, daß irgend ein Kaiser, oder König oder sonst souveräner Herr für die Municipal-Behörde Roms gewählt würde. Ut nullus Imperator, seu rex, marchio, dux, comes aut baro ... in senatorem, capitaneum, patricium, aut rectorem, vel ad ejusdem regimen seu officium nominetur, eligatur.[1]) Kein auswärtiger Fürst oder Potentat sollte in Rom neben dem Papste Regierungsgewalt ausüben; und darum wurde ihnen allen die Hinterthüre geschlossen, durch welche sich früher Einige eingeschlichen, um sich vom Volke zu städtischen Magistraten wählen zu lassen.

Als Motiv dieser Ausschließung führt Papst Nicolaus III. die Nothwendigkeit an, welche das Oberhaupt der Kirche hätte, vollkommen frei zu sein in seinen amtlichen Acten, er sowohl wie seine Rathgeber: und darum sei Rom den Päpsten überlassen, ut ipsa Petri sedes in Romano jam proprio solio collocata, **Libertate Plena** in suis agendis per omnia potiretur; denn es gezieme sich — fährt er fort, daß die Rathschläge frei seien, die dem Papste selbst gegeben würden von seinen Brüdern, den Cardinälen der heiligen Römischen Kirche, die ihm als Mitarbeiter beistünden in der Ausübung des priesterlichen Amtes; es gezieme sich, daß die vom Papste selbst gegebenen Urtheilssprüche nicht irgendwie in's Wanken geriethen, daß nicht irgend eine Furcht vor der weltlichen Macht seine Brüder einschüchtere, keine Gunst ihnen

[1] Sext. Decr. L. I, tit. VI, De electione et electi potest.

schmeichle, daß nichts sie entferne vom soliden, guten Rathe, . . . und daß selbst die Wahl des Papstes, des Stellvertreters Jesu Christi, welche seiner Zeit vorzunehmen, sowie die Wahl der Cardinäle, wenn es zeitgemäß erscheint, solche zu ernennen, mit voller Freiheit vollzogen werden könne.[1])

Dem Papste Nicolaus III. wäre in der That der Stoff nicht ausgegangen, hätte er all die Ungelegenheiten aufzählen wollen, die der guten Verwaltung der Kirche daraus erwachsen, daß eine andere politische Macht in Rom bestehe, selbst wenn sie sich nicht offen die Souveränität anmaßte. Aber die Freiheit des Kirchenregimentes war allezeit der Kernpunkt, den unversehrt zu erhalten die Päpste keine Mühe scheuten, so oft es sich darum handelte, die päpstliche Souveränität zurückzufordern. Fünfhundert Jahre nach Veröffentlichung der Constitution Fundamenta militantis Ecclesiae durch Nicolaus III., antwortete Papst Pius VII., als er in seiner Gefangenschaft von Napoleon I. gedrängt wurde, einen Vertrag zu unterschreiben, man solle ihm Rom zurückgeben, dort in voller Freiheit könne er sich auf Unterhandlungen einlassen, und fast ein Jahrhundert später hören wir die Stimme Leo's XIII., der vom Stuhle Petri aus nicht abläßt, die weltliche Herrschaft zurückzufordern als „die dem Apostolischen Stuhle unentbehrliche Garantie verläßiger und sicherer Unabhängigkeit in der Ausübung seines erhabenen und höchsten Amtes“.

Diese Lehre, so alt und beständig in der Kirche, ist in unsern Tagen in eine Phase getreten, in welcher sie noch ausdrück-

[1] „Decet namque ipsi Romano Pontifici per fratres suos, sacrosanctae Ecclesiae Cardinales, libera provenire judicia. Decet ipsius nullo modo vacillare consilia. Decet, ut fratres ipsos nullus saecularis potestatis metus exterreat, nullus temporalis favor absorbeat, nihil eos a veri consilii soliditate removeat . . . ipsaque Romani Pontificis Vicarii Dei, quae suis temporibus occurret, electio et eorundem Cardinalium (cum expedierit) facienda promotio, in omni libertate procedant.“ Ebendaselbst.

licher und feierlicher verkündigt wird. Gott hat das so gefügt, damit die Gläubigen einen Führer und einen Halt hätten im gegenwärtigen Kampfe, in welchem der gegen die Kirche heraufbeschworne Krieg sich unter der Maske einer politischen Frage verbirgt.

In der That, kaum hatte man im Jahre 1859 durch die Besetzung der Romagna mit der entfernteren Beraubung des heiligen Stuhles den Anfang gemacht, als sofort der damals regierende Papst Pius IX. ein Rundschreiben an den Episcopat der ganzen Welt richtete, worin er ausdrücklich und feierlich die Nothwendigkeit der zeitlichen Herrschaft erklärte, um ohne Hindernisse sein heiliges Amt zum Besten der Religion verwalten zu können.[1]) Ein Jahr darauf, als er die Kirchenstrafen über die Urheber der ungerechten Usurpation aussprach, drängte er die alte Lehre, daß nämlich nach göttlichem Willen der Stuhl des h. Petrus die weltliche Macht inne habe, um die Freiheit des Apostolischen Amtes zu schützen und zu erhalten.[2])

Diesen Erklärungen schloß sich der katholische Episcopat einmüthig als Lehraussprüchen des höchsten Lehrers an, und legte sie als solche dem christlichen Volke vor. Gleichzeitig erklärte er, um der Sache eine größere Weihe zu geben, in einer Collectivadresse, daß „in der gegenwärtigen Lage der menschlichen Dinge die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles ganz und gar nothwendig sei für das gute und freie Regiment der Kirche und der Seelen.“[3])

[1] „Necessarium esse palam edicimus Sanctae huic Sedi civilem Principatum, ut in bonum Religionis sacram potestatem sine ullo impedimento exercere possit.“ Rundschreiben Pius' IX. vom 18. Juni 1859.

[2] „Quo (civili Principatu) Deus hanc Beati Petri Sedem instructam voluit, ad Apostolici ministerii libertatem tuendam atque servandam.“ Hirtenschr. Pius' IX. vom 26. März 1860.

[3] „In praesenti humanarum rerum statu ipsum Principatum civilem pro bono ac libero Ecclesiae animarumve regimine omnino requiri.“ Worte der Adresse, welche dem Papste Pius IX. im Consistorium vom 9. Juni

Damit ist die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft im erklärten Sinne eine katholische Lehre geworden, die von jedem Mitgliede der katholischen Kirche ohne weiters festgehalten und befolgt werden muß.

Die Thatsache und die Bedeutung dieser Erklärung sind so augenscheinlich, daß die Tadler der protestirenden Stellung, welche Leo XIII. eingenommen, auch nicht daran gedacht haben, sie in Zweifel zu ziehen. Aber auf der andern Seite leuchtet die Rechtfertigung dieser Stellung so eclatant daraus hervor, daß man versuchen mußte, sie abzuschwächen.

So hat man gesagt: „Die weltliche Macht ist nothwendig, wie wiederholt erklärt ist, aber nicht absolut, sie ist relativ nothwendig. Und wenn das Wort „relativ" für die Vergangenheit seine Bedeutung behält, so verliert es doch dieselbe vielleicht für die Gegenwart und für die Zukunft."[1])

Was aus dieser verworrenen Sprechweise am klarsten hervorgeht, ist, daß derjenige, der sie gebrauchte, sich schämen mußte, das klar zu sagen, was er zu verstehen geben wollte.

Es reicht hin, diese Ausflucht auch nur auszusprechen, um einzusehen, wie Einer, der mit Gewalt den Schein der Ergebenheit und der Ehrfurcht gegen die Autorität der Kirche retten wollte, sie in einer zweideutigen Wendung verhüllen mußte, so gewagt und so kindisch ist sie.

Wir könnten zuerst dagegen bemerken: Die Erklärungen der Päpste betreffs der Nothwendigkeit der zeitlichen Herrschaft sprechen

1863 von mehr als 300 Erzbischöfen und Bischöfen in ihrem eigenen Namen und im Namen ihrer abwesenden Mitbrüder eingereicht wurde. Aber sie hatten diese Lehre schon seit drei Jahren vorgetragen, und die christlichen Völker bekundeten mit einer ganz ungewöhnlichen Begeisterung ihren Anschluß an dieselbe.

[1] Bonomelli, S. 78.

keineswegs von verschiedenen Zeiten. Mithin sind die Worte in der Adresse der Bischöfe: in praesenti humanorum rerum statu oder in der gegenwärtigen Lage der menschlichen Dinge, selbst wenn man sie übersetzen will: in den gegenwärtigen Umständen, keineswegs im beschränkenden Sinne aufzufassen.

Aber auch, wenn man den Worten wider allen Grund diesen Sinn gäbe, haben vielleicht die Umstände in den letzten dreißig Jahren eine so glückliche Wendung zu Gunsten des Papstes genommen, daß sie ihm die unbehinderte Ausübung seines Amtes auch in der Eigenschaft eines Unterthanen garantiren? Die Thatsachen antworten mit einem entschiedenen Nein. Wenn aber auch Einer absolut daran zweifeln wollte, im Zweifel kommt es sicherlich keinem Andern, als dem Papste zu, zu erklären, daß der Uebelstand beseitigt, wovon, wie vorausgesetzt wird, Tag für Tag die Gültigkeit einer päpstlichen Entscheidung abhangen würde. Wer am Morgen ihrer Veröffentlichung sich unter dem Vorwande weigerte, sie anzunehmen, weil die Umstände von gestern nicht identisch seien mit denen von heute, würde doch nicht den Glauben erwecken, sich gerechtfertigt zu haben, wohl aber die Anklage auf Rebellion durch Spott erschwert zu haben.

Und auch diese eitle Ausrede wird den Schwankenden dadurch benommen, daß der Papst sowie die Gesammtheit der Bischöfe ununterbrochen dieselbe Lehre wieder und wieder vortragen. Bis auf den heutigen Tag fährt Leo XIII. fort, nicht anders wie seine Vorgänger, der Welt zu verkündigen: „Die weltliche Herrschaft der Päpste hat ein weihevolles, ihr ganz eigenthümliches Gepräge, weil von ihr die ruhige und dauerhafte Freiheit des Apostolischen Stuhles in Ausübung seines erhabenen und höchsten Amtes bedingt ist.[1]) Und zur Bestätigung weist er auf die immer neuen Fesseln

[1] „In quo quidem principatu .... inest similitudo et forma quaedam sacra, sibi propria, nec cum ulla republica communis, propterea quod

hin, die ihm in seinem erhabenen Amte angelegt werden und auf die noch verhängnißvolleren, die ihn gerade die gegenwärtigen Umstände voraussehen lassen.[1]) Desgleichen fahren die Bischöfe der ganzen Welt bis auf den heutigen Tag fort, ihre Proteste zu veröffentlichen, worin sie die Wiederherstellung der weltlichen Macht fordern, eben weil sie in dem erklärten Sinne unumgänglich nothwendig sei.

Und nach all diesem kann wohl Jemand im Ernste die Vermuthung aussprechen, die Kirche hätte bei ihrer kategorischen Erklärung der Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft für den Papst vielleicht nur die Vergangenheit, nicht aber die Gegenwart und Zukunft im Auge gehabt?

Von solchen sophistischen Spitzfindigkeiten bis zur offenen Auflehnung gegen die beglaubigte Lehre der Kirche ist nur ein Schritt. Und diesen Schritt thun, sie mögen es merken oder nicht, gewisse katholische Schriftsteller, wenn sie zu verstehen geben, die vielen Sorgen, welche das weltliche Regiment mit sich brächte, würden den Papst hindern, den kirchlichen Geschäften die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken. Das heißt so viel als unverhohlen erklären, jene Souveränität, welche die Kirche selbst als nothwendig erklärt, gereiche der obersten Leitung der Kirche zum Nachtheile.

Wenn thatsächlich diese Gefahr anderswo als in der Einbildungskraft oder vielmehr in der Fiktion Eines, der Interesse daran hat, bestände, so würde die Geschichte der Päpste in ihrer mehr als tausendjährigen weltlichen Herrschaft das in's hellste Licht gesetzt haben und dafür die Beweise in Fülle liefern. Solche Beweise aber sind nicht bloß nicht vorhanden, sondern Niemand erinnerte

securam et stabilem continet Apostolicae Sedis in exercendo augusto et maximo suo munere libertatem." Allocution vom 24. März 1884.

[1] „Ista quidem acerba: acerbiora praesentimus et pati parati sumus." Ebendaselbst.

sich je, auch nur einen gefunden zu haben. Im Gegentheile zeigt uns die Geschichte, wie die Päpste, die sich durch große Heiligkeit auszeichneten, eifrigst darauf bedacht gewesen, das weltliche Fürstenthum dem heiligen Stuhle zu erhalten und zweckentsprechend zu verwalten, ohne die Gefahr oder den Nachtheil zu gewahren, den gewisse unbesonnene Zeloten fürchten. Ueberhaupt sehen wir, wie alle souveränen Päpste gleichzeitig beide Herrschaften in einer Weise verwalteten, daß die geistliche auch nicht die mindeste Einbuße durch die weltliche erlitt, und daß, was die weltliche betrifft, ihre weisen Gesetze mustergültig wurden für eine gute Verwaltung. Aber das sei nur zum Ueberfluß erwähnt. Zu unserm Zwecke ist es genug, gezeigt zu haben, wie die Leidenschaft in der Politik auch einen Katholiken verblenden kann, so zwar, daß er dem Zeugnisse der ganzen Geschichte zuwider eben das für ein Uebel hält, was die Kirche für ein ihr unentbehrliches Hülfsmittel erklärt.

Auch hier bleibt der Eifer jener Leute nicht stehen, den man, wenn nicht die Unbesonnenheit der Menschen oftmals die Bosheit ersetzte, einen pharisäischen nennen müßte. Man geht sogar so weit, daß man, wenn es sich um die Natur der Unabhängigkeit und der Souveränität handelt, welche der Papst als unentbehrlich für die entsprechende Ausübung seines höchsten Amtes zurückfordert, daß man — sage ich — hier sogar Zweideutigkeiten anwendet und unter allen möglichen Formen nahe zu legen sucht, die Unabhängigkeit, deren allein der Papst in Wahrheit benöthigt sei, wäre jene, welche auf einem unbeugsamen Gerechtigkeitssinne fuße. „Die weltliche Souveränität — läßt man ihn sagen — ist für mich nothwendig, um wahrhaft frei zu sein. . . . Ihr wollt sie mir nicht geben? Nun gut, ich werde sie in meiner Brust finden.“ [1])

Man räume doch auf mit diesen Phrasen: Entweder will man mit diesen rhetorischen Insinuationen glauben machen, die

[1] Bonomelli S. 86.

Kirche rede, wenn sie die politische Unabhängigkeit des Papstes für nothwendig erklärt, nur von der priesterlichen Standhaftigkeit, und das ist keine Interpretation, sondern ein unehrerbietiger Hohn, der einem Sacrileg gleich kommt; oder man will andeuten, das Einzige, was dem Papst noth thue, und was er sich daher auch allein müsse angelegen sein lassen, sei die priesterliche Standhaftigkeit, und dann wäre es besser, unumwunden zu erklären, daß man die Lehre der Kirche verwerfe. Aber die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes, wie sie erklärt wurde, bliebe trotzdem evident in den Augen aller Vernünftigen.





IV.

Die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des heiligen Stuhles im Lichte der gesunden Vernunft betrachtet.

Es gibt gewisse Gewährleistungen und Bedingungen, die für die gute Regierung einer Gesellschaft, wie sie auch heißen mag, so augenscheinlich nothwendig und von ihrer Würde so unzertrennlich sind, daß es Thorheit wäre, auch nur ein Wort darüber zu verlieren: dahin gehört die politische Unabhängigkeit dessen, der an der Spitze dieser Gesellschaft steht.

Ohne Zweifel müssen die Lenker eines Staates jene moralische Unabhängigkeit besitzen, die sich in jeder Lage nur von der Gerechtigkeit und von der Rücksicht auf das öffentliche Wohl leiten läßt. Aber davon ist hier nicht die Rede. Hier ist die Rede von äußeren Mitteln und Gewährleistungen, ohne welche sich die persönliche Unabhängigkeit der Lenker ganz gewiß nicht aufrecht erhalten ließe, jedenfalls aber, auch wenn dieses gelänge, zum Zwecke nicht ausreichen würde.

Nehmen wir an, Italien würde durch irgend eine Combination von einem Könige und einem Parlamente regiert, die in Wien residirten. Beide würden von der österreichischen Regierung unterhalten, wären dem Einflusse ihrer Gunst und Ungunst ausgesetzt und von ihr abhängig in Erledigung und Ausführung

ihrer öffentlichen Acte. Das Unnatürliche einer solchen Einrichtung springt Jedem in die Augen; und es gibt keinen Italiener, der darin nicht eine unerträgliche Knechtschaft sähe, die weder mit seinem Ehrgefühle noch mit den Interessen des Landes irgendwie vereinbar wäre.

Nun ist aber die katholische Kirche, mag es lieb oder leid sein, eine vollkommene Gesellschaft, an Ausdehnung größer als irgend eine andere bürgerliche Gesellschaft, erhaben über alle durch ihren religiösen und übernatürlichen Charakter, und auch vom menschlichen Standpunkte aus so geachtet und gefürchtet, daß selbst ihre Feinde bei ihren Unterdrückungen genöthiget sind, ihre Rechte anzuerkennen und Rücksicht auf ihre Interessen zu heucheln.

Während die italienische Regierung, ermuthigt durch die Freimaurerei, welche in allen einflußreichen Staaten Europas den Ton angibt, sich anschickte, die Einnahme Roms auszuführen, beeilte sich der Minister des Auswärtigen, Visconti Venosta, zu erklären: „Italien müsse die Bedingungen reguliren für die Veränderung der päpstlichen Souveränität.“ Cadorna, Gesandter in London, versicherte den Lord Granville, man „werde für die Unabhängigkeit des Papstes alle Gewähr leisten, welche die religiösen Interessen der übrigen katholischen Nationen Europas forderten.“ Aehnliche Versicherungen ließ man sich angelegen sein, in Paris, Madrid und Brüssel zu geben, und alle wurden in der Folge von Visconti Venosta bestätigt, indem er sogar erklärte, die Regierungen würden eine edle Pflicht erfüllen, wenn sie zu Gunsten des Oberhauptes der Kirche sich über die nothwendigen Garantieen verständigten zur Beschwichtigung und Genugthuung der Gewissen.“

Studirte Proteste dieser Art, zeigen, je weniger sie aufrichtig gemeint sind, um so mehr, welche Achtung die Kirche ihren triumphirenden Feinden noch einflößt.

Und nun fragen wir: Kann das Oberhaupt dieser Gesellschaft, die vollkommen ist durch ihre Verfassung, kolossal durch ihre Ausdehnung, kann ein solches Oberhaupt Unterthan irgend einer Macht sein, ohne daß seine Ehre auf's tiefste gekränkt, seine gute Verwaltung auf's schwerste geschädiget werde?

Nie und nimmer. Und das sagen die Päpste mit ihren Protesten.

Allerdings haben die Leiter jeder Gesellschaft die heilige Pflicht, jedem fremden Einflusse unzugänglich zu sein. Gleichwohl kann man sie nicht in den Zustand materieller Abhängigkeit bringen, ohne sie einer permanenten Versuchung auszusetzen, der nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge Viele unterliegen werden.

Aber auch zugegeben, die Päpste widerständen für gewöhnlich. Sind sie ja unter den Würdigen die Würdigsten durch alle großen Eigenschaften des Geistes, die sie für die Regierung der allgemeinen Kirche befähigen. Allein schon ihre Wahl würde beständig Gefahr laufen, Partei-Einflüssen ausgesetzt zu sein, wenn sie von Wählern vorgenommen werden muß, die nicht unabhängig genug sind, die auf einem nicht neutralen Gebiete, in einem Lande sich befinden, dessen Regierung sonderheitliche Interessen hat, vielleicht sogar eine freimaurerische ist. Man erinnere sich, was über diesen hochwichtigen Punkt Papst Nicolaus III. so weise aussprach, der doch in viel besseren Zeiten lebte.

Nehmen wir gleichwohl an, die Wahl fiele immer durch ein Wunder auf Männer von einem eisernen Charakter, unbeugsam und unzugänglich für jeden Einfluß. Würde ihre moralische Unabhängigkeit zur Kenntniß der Unterthanen gelangen, wie sie es doch müßte? Ja freilich, aber nur in einem Falle, nämlich, wenn ihre öffentlichen Handlungen im Widerspruche ständen mit den Interessen und Wünschen der Civilbehörde des Landes. Und auf diese Weise konnten die Katholiken der ganzen Welt über die

Unabhängigkeit, die Pius IX., die Leo XIII. sich gegenüber der italienischen Regierung wahrte, immer ruhig sein; aber außer diesem Falle „ist es evident, — so hören wir Pius IX. sagen[1]) — daß sich die Völker, die Könige und die Nationen niemals an den Bischof von Rom mit vollem Vertrauen und voller Ergebenheit wenden werden, wenn sie ihn einem Souverän oder einer Regierung untergeben sehen und ihn nicht im Vollbesitze seiner Freiheit wissen. Denn immer würde in ihnen ein starker Verdacht und eine beständige Furcht aufsteigen, der Papst möchte sich in seinen Handlungen beeinflussen lassen vom Souverän oder von der Regierung, in deren Lande er weilt. Und unter diesem Vorwande würden die Bestimmungen der Päpste oftmals nicht befolgt."

„Als die Päpste" — schreibt der Protestant Green — „sich in Avignon niedergelassen, glaubte man, sie seien Höflinge des Königs von Frankreich geworden, die Engländer wollten nichts von einem französischen Papste wissen und drohten, seine Legaten zu steinigen, wenn sie den Fuß auf ihre Insel setzten." [2])

Nicht die Abstammung war es, die sie scheu machte; denn es gab ja schon Päpste aus allen Nationen: Deutsche, Spanier, Engländer, Franzosen, Italiener, ohne daß dieses je Anlaß zu einem Schisma wurde, so lange sie unabhängig und als Herren ihrer selbst dastanden. Ein abhängiger Papst dagegen verliert so viel von dem Ansehen eines allgemeinen Oberhauptes, als er sich herbeiläßt Bürger eines Einzelstaates zu sein.

Stellen wir uns vor, der Papst sei Staatsbürger Frankreichs, Englands, Deutschlands, Oesterreichs. Wird nicht auf alle Fälle die nationale Eigenliebe entweder der Deutschen, oder der Irländer, oder der Italiener, oder der Franzosen verletzt werden? Und steht nicht zu fürchten, daß die Abneigung zur Unbotmäßigkeit treibt?

[1] Allocution „Quibus quantisque" vom 20. April 1849.

[2] Histoire abrégée du peuple anglais p. 229.

Dasselbe wird nothwendig geschehen, wenn der Papst italienischer Unterthan wird.

„Die katholische Lehre" — schrieb schon de La Gueronnière in einer berüchtigten Schrift, die voll von Feindseligkeiten gegen die päpstliche Regierung ist, — „die katholische Lehre und die Politik kommen darin überein, daß sie die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft behaupten. . . Vom Standpunkte der Politik aus ist es nothwendig, daß das Haupt von 200 Millionen Katholiken nicht Unterthan und der Macht irgend eines Souveränen untergeordnet sei. . . Wenn der Papst nicht ein unabhängiger Souverän wäre, würde er ein Franzose, ein Oesterreicher, ein Spanier oder ein Italiener sein, und diese Benennung nach einer Nation würde in ihm den Charakter des Weltpriesterthums verdunkeln. Der heilige Stuhl würde nur noch die Stütze eines Thrones in Paris, in Wien, in Madrid sein."[1]) „Rußland, England und Preußen sind ebensosehr dabei interessirt als Frankreich und Oesterreich, daß der erhabene Repräsentant der katholischen Einheit Niemanden untergeordnet sei."[2])

[1] „D'abord, le pouvoir temporel du Pape, est-il nécessaire à l'exercice de son pouvoir spirituel? La doctrine catholique et la raison politique sont ici d'accord pour répondre affirmativement. Au point de vue religieuse, il est essentiel que le Pape soit souverain. Au point de vue politique, il est nécessaire que le chef de deux cent millions de catholiques n'appartienne à personne, qu'il ne soit subordonné à aucune puissance, et que la main auguste qui gouverne les âmes, n'étant liée par aucune dépendance, puisse s'élever au dessus de toutes les passions humaines. Si le Pape n'était pas souverain indépendant, il serait Français, Autrichien, Espagnol ou Italien, et le titre de sa nationalité lui enlèverait le caractère de son pontificat universel. Le Saint-Siège ne serait plus que l'appui d'un trône, à Paris, à Vienne ou à Madrid."
De La Gueronnière, Le Pape et le Congrès pag. 7. Paris 1859.

[2] „Il importe à l'Angleterre, à la Russie et à la Prusse comme à la France et à l'Autriche, que l'auguste représentant de l'unité du catholicisme ne soit ni contraint, ni humilié, ni subordonné." Ebendas, S. 8.

Aber die so eben erwähnten Uebelstände wachsen noch um das Tausendfache, wenn wir uns vorstellen, der Papst wäre, wie er es jetzt in Wirklichkeit ist, einer Regierung unterworfen, deren Grundsätze in Theorie und Praxis schnurstracks der Lehre der Kirche zuwider sind, einer Regierung, welche, falls sie jetzt nicht so gesinnt wäre, es jeden Augenblick mit Leichtigkeit werden könnte, wenn man die Natur der constitutionellen Verfassung, die Menge der Feinde des Katholizismus mit ihren Organisationen in Sekten betrachtet. Die unheilvollen Wirkungen einer solchen politischen Abhängigkeit ließen sich nicht einmal in den vergangenen Jahrhunderten bis auf einen gewissen Grad, der erträglich gewesen wäre, abschwächen in einer Gesellschaft, die ganz Ehrfurcht und Ergebenheit gegen die Kirche war; in einer Gesellschaft aber wie die jetzige müssen sie den höchsten Grad erreichen.

Unter den gegenwärtigen Umständen handelt es sich also darum, daß das Oberhaupt der Kirche unter der Gewalt der geschwornen Feinde derselben stehen müsse. Und dann wundert man sich, daß der Papst die Erklärung abgebe, solches sei unvereinbar mit einer guten Regierung jener Riesengesellschaft, die man die katholische Kirche nennt?

Hier machen Einige den Einwurf: Ist denn etwa die Kirche in den drei ersten Jahrhunderten zu Grunde gegangen, wo die Päpste als Unterthanen im heidnischen Rom und oftmals sogar lange Zeit hindurch in Kerker und Banden lebten? — Wer diesen Einwurf macht, beweist, daß er auch noch nicht die Vorbegriffe der Frage aufgefaßt.

Vor Allem haben Leo XIII. und sein Vorgänger niemals gesagt noch sagen wollen, daß die Kirche untergehen wird, wenn ihr Haupt fremder Herren Unterthan ist, wohl aber, daß eine solche Abhängigkeit die schwersten und unerträglichsten Nachtheile mit sich brächte, viel schlimmere noch, als wenn ein König von Italien politischer Unterthan, einfacher Staatsbürger Frankreichs oder Oesterreichs

würde. Wer kann daran zweifeln, daß die Regierung der Kirche einen guten Theil jener Schäden erlitt, als die Päpste Unterthanen oder Gefangene der heidnischen Kaiser ihrer Verfolger waren? Und in gewisser Hinsicht wäre der Schaden noch viel größer gewesen, wären die Päpste in ihren Händen nicht Schlachtopfer, sondern gefügige Diener gewesen. Man nehme die Päpste unserer Zeit als Opfer oder als Diener, wie man will, in beiden Fällen wird die Kirche den Schimpf und den Schaden der schmählichsten Knechtschaft erdulden, ohne auch nur als Ersatz jenen lebendigen Glauben, jene glühende Liebe zu haben, wovon die Christenheit in ihren Anfängen beseelt war. Sich also, wie dieses gewisse Leute oftmals thun, auf das Beispiel der ersten Jahrhunderte berufen, wo die Päpste Unterthanen waren, und, man füge noch hinzu, oftmals in Fesseln oder in der Verbannung, ist hier von gar keiner Beweiskraft. Um daraus einen Schluß zu ziehen gegen die Nothwendigkeit der politischen Unabhängigkeit des Papstes für die erforderliche Ausübung seines erhabenen Amtes, müßte man zeigen, daß jene traurigen Verhältnisse nicht die schwersten und unerträglichsten Schäden mit sich gebracht: eine solche lächerliche Ungereimtheit hat jedoch noch Niemand sich unterfangen beweisen zu wollen.

Aber — fahren jene Sprecher fort — die Kirche könnte doch auch so regiert werden, ohne unterzugehen.

Gewiß ist sie damals nicht untergegangen und ebensowenig wird sie in der gegenwärtigen Knechtschaft der Päpste untergehen, auch wenn Gott zulassen sollte, daß diese noch eine Anzahl von Jahren dauerte; gleichwohl würde es, abgesehen von der Unzerstörbarkeit, welche der Kirche von Gott verheißen ist, kein wirksameres Mittel geben, sie, wie jede andere Gesellschaft aufzulösen, als die Knechtschaft ihres Oberhauptes.

Man muß sich wundern, daß Männer von Urtheil, gewohnt, die Freiheiten, die jede bürgerliche Gesellschaft für ihre Entwickelung

und ihr Gedeihen fordert, eher zu erweitern als zu beschränken, daß — sage ich — eben diese Männer, wenn es sich um die große Gesellschaft der katholischen Kirche handelt, eigentlich nichts weiter für nothwendig erachten, als ihre nackte Existenz.

Mehr noch ist zu verwundern, daß Katholiken, die überzeugt sind von der Unvergänglichkeit der Kirche, hievon Anlaß nehmen, jede beliebige Erniedrigung, Verwirrung, Uneinigkeit und Beschränkung, die ihrer Regierung angethan wird, als erträglich anzusehen, daß sich in ihrem Kopfe alle Rechte derselben auf das Eine zurückführen lassen, nicht unterzugehen; daß sie glauben, den ganzen Tribut der Ehrfurcht und Liebe, welche sie dieser größten aller Gesellschaften schulden, entrichtet zu haben, wenn sie einräumen, sie müsse existiren können.

Einen solchen Grad von Mißachtung lassen sich nicht einmal ihre erklärten Feinde zu Schulden kommen. Sie läugnen der evidenten Wahrheit zum Trotze, der Papst sei in den gegenwärtigen Umständen nicht frei, ungeachtet seiner politischen Abhängigkeit, aber keiner von ihnen hat die Unverschämtheit, zu behaupten, einer Gesellschaft wie der katholischen Kirche, wenn man auch nur ihre Ausdehnung und die Vertheilung ihrer Mitglieder auf die ganze civilisirte Welt in Anschlag bringt, einer solchen Gesellschaft gebühre nur so viel Achtung, daß bei der Unmöglichkeit sie zu zerstören, es nur ein kleines Uebel sei, sie zu unterdrücken und in der schmählichsten Weise zu zertreten. Das sollten doch wenigstens gewisse Katholiken in Italien bedenken, jene nämlich, in denen die übertriebene Anhänglichkeit nicht an das Vaterland, sondern an ein politisches Programm, das sie sich selbst zurecht gelegt, die Liebe zu ihrer eignen Religion, das Gefühl ihrer eigenen Würde, sofern sie Katholiken sind, gänzlich erstickt hat, ohne daß sie es auch nur ahnen.

Aber wenn es auch solche Bethörte in Italien gibt, so denken doch die Katholiken der ganzen Welt, die Bischöfe, der Papst, ja

selbst, Gott sei es gedankt, eine große Anzahl von Italienern ganz anders. Sie wollen für die Kirche, der sie angehören, eine Stellung, welche ihrer Würde nichts vergibt und ihr wenigstens die vollkommene Unabhängigkeit in ihrer weltumspannenden Regierung gewährleistet. Das fordern sie und werden sie immer fordern als ein Recht Jesu Christi, als ein eigenes Recht. Dafür verwenden sie und werden sie allen Einfluß verwenden, den sie auf ihre eigene Regierung ausüben können. Sie werden dafür sorgen, daß diese Frage immer auf der Tagesordnung bleibt, im Vertrauen auf Gott, der, wenn er seine Kirche und ihr Haupt aus den Händen der heidnischen Cäsaren und der deutschen Kaiser retten konnte, keine große Mühe haben wird, sie auch von einer freimaurerischen Regierung zu befreien.

Um dem Vorwurfe zu entgehen, man wolle die allgemeine Kirche den Interessen einer pseudopatriotischen Politik opfern, hat man schließlich seine Zuflucht zu zwei andern Sophismen genommen. Das erste besteht darin, daß man sagt, der Papst würde, wenn ihm auch die Souveränität zurückerstattet werden sollte, doch immer in Gefahr bleiben, sie alsbald wieder zu verlieren, da er von dem mächtigen und — wie man glaubt — naturgemäß feindseligen Italien rings umgeben sei.

In der That, nehmen wir an, dem Papste würde ein Gebiet zurückgegeben, das allerdings nicht den mindesten Zweifel über seine volle Freiheit ließe, das aber einen geringeren Flächeninhalt hätte wie z. B. jenes, das Pius IX. nach dem Jahre 1860 verblieb: Offenbar — sagen sie — würde dieser kleine Staat beständig in Gefahr schweben, überfallen zu werden, mithin wäre die Freiheit des Papstes doch nur eine scheinbare Freiheit.

Vor Allem würde schon die Klugheit den Freunden der gegenwärtigen Ordnung rathen, nicht allzusehr diese Gefahr zu betonen. Denn die Katholiken und die Päpste werden nicht aufhören, ein Abkom-

men zu fordern, das keineswegs illusorisch wäre, sondern die volle und handgreifliche Unabhängigkeit des Oberhauptes der Kirche zur Genüge gewährleistete. Wenn dazu wirklich so viel vonnöthen ist, um so schlimmer für den, der nichts restituiren will. Schließlich handelt es sich doch um eine Wiedererstattung und nicht um ein freies Geschenk.

Auf alle Fälle muß zuerst die Frage gelöst werden, wie der Papst aufhöre ein Unterthan zu sein; denn die Lage eines Unterthanen ist wesentlich verschieden von der eines Bedrohten, wie auch die Lage eines Eingekerkerten wesentlich eine andere ist als die Lage eines Menschen, der eingekerkert werden kann, es aber noch nicht ist. Was dann die Wirklichkeit jener beständigen Gefahr betrifft, so müssen doch gar zu viele Voraussetzungen gemacht werden, um sie zuzugeben, so unter andern, daß ein billiges Uebereinkommen nicht nach dem sehnlichen Wunsche der großen Majorität der Nation wäre. Wenn aber auch die herrschende Maurer-Fraction, die ja ihrer Gewohnheit gemäß nicht den Wunsch des Volkes, sondern ihre eigenen antichristlichen Pläne im Auge hat, immer an die Wiedereroberung dächte, das Schauspiel einer Erstürmung Roms ist doch nicht eine so leichte Sache, die sich jeden Augenblick ohne weiters wiederholen läßt; man hätte es auch im Jahre 1870 nicht gesehen, wenn es nicht ganz besondere Umstände begünstigt hätten.

Die andere Ausflucht besteht darin, daß man sich einbildet, man könnte doch, auch wenn der Papst endgültig seiner Souveränität beraubt bliebe, hinreichende Garantieen für seine Freiheit in der Regierung der Kirche haben.

Und welche sind das?

Heutzutage wagt Niemand mehr auf das berüchtigte Garantiegesetz zu pochen. Die Erfahrung hat seinen praktischen Werth gezeigt. Hindert es ja doch nicht, daß das Oberhaupt der katholischen

Kirche in Rom tausend Beschimpfungen ausgesetzt ist, die alle straflos bleiben; erklärt ja die Regierung selbst feierlich, der Vatican liege auf Grund und Boden des Königreiches Italien; geht man ja sogar so weit, daß man Briefe, die an den Papst gerichtet sind, auffängt und öffnet.

Ebenso hört man von diesem Scheingesetze kaum noch sprechen, es sei denn, daß man mit seiner Abschaffung drohe. Und gerade diese Drohung läßt auch den gewöhnlichen Mann die gänzliche Werthlosigkeit eines Garantiegesetzes erkennen, das von einer fremden Regierung, die in Rom herrscht, dem Papste gegeben wird. Denn es steht ja bei derselben Regierung, es wieder abzuschaffen, wenn es ihr beliebt. „Die Freiheit des Papstes" — schreibt ein Gegner des Papstthums — „ist eine absolute Nothwendigkeit der ganzen katholischen Kirche. . . . Die italienischen Politiker sind im Allgemeinen der Ansicht, daß dieser Pflicht durch das sog. Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 vollauf genügt sei. Allein dieß ist schon deßhalb nicht der Fall, weil es sich hier lediglich um ein von den Faktoren der internen Gesetzgebung Italiens erlassenes Gesetz handelt, welches von denselben Factoren jederzeit geändert oder beseitigt werden kann."[1]) Wer nicht geradezu ein Laie in der Politik ist, bedarf nicht einmal dieser Beweisführung, um einzusehen, daß es ein reiner Widerspruch ist, dem Papste die Unabhängigkeit vermittelst eines Garantiegesetzes zuzusichern. Um über die Dinge nach ihrer thatsächlichen Lage zu urtheilen, muß man mit Reumont sagen: „Es ist eine höchst einfache Thatsache, daß das Prinzip der Unabhängigkeit des Papstthums und der Begriff seiner Souveränität schon negirt sind, indem sie einem Parlament zur Begutachtung unterbreitet werden."[2])

[1] „Unsere Zeit" 1887, p. 683. Vergl. Stimmen aus Maria-Laach. April 1889.

[2] Reumont. „Rückblick und Abwehr". Bonn 1871, p. 25.

Welche Garantie kann man sich also denken für die Unabhängigkeit eines Papstes, der Unterthan ist? Die Vertheidiger der gegenwärtigen Ordnung der Dinge glauben sie gefunden zu haben, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, nämlich im Geiste und in den Bedingungen der modernen Gesellschaft.

Um kurz zusammenzufassen was darüber eine jüngst erschienene Broschüre sagt, so hätte der Papst zu seiner Vertheidigung die Oeffentlichkeit. Durch sie könne keine Unbill, die dem Papst von der italienischen Regierung in kirchlichen Dingen angethan würde, in Europa verborgen bleiben. Daher der Zügel der öffentlichen Mißbilligung bei den Katholiken des ganzen Erdkreises, daher auch die Vorstellungen der Regierungen, die zu diesem Schritte durch die Proteste der katholischen Vertreter in den verschiedenen Parlamenten veranlaßt werden.[1])

Die Antwort auf diese Vorspiegelungen ist sehr einfach. Ihr wollt, um es kurz zu sagen, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche alle Garantieen einer guten Behandlung in seiner Eigenschaft als Unterthan habe. Aber es bleibt immer das Loos Unterthan zu sein, und gerade das ist der Hauptübelstand. Es bleibt die Unfreiheit selbst bei der Wahl des Papstes und in der Ausübung seines hohen Amtes. Und immer wird bei den Mitgliedern der Kirche, namentlich bei den auswärtigen und deren Regierungen die Vermuthung nahe liegen, der Papst sei doch nicht frei genug.

Die ganze Garantie, die vorausgesetzt wird, würde sich lediglich auf die handgreiflichen Gewaltthätigkeiten beschränken, und was ist sie diesen gegenüber? Welche Notiz die italienische Regierung von den Protesten der auswärtigen Katholiken nimmt, sehen wir mit unsern eigenen Augen, ohne uns darüber erst in Vermuthungen verlieren zu müssen. Desgleichen sieht Jedermann, was man heutzutage selbst von den Protesten der katholischen Repräsentanten

[1] Bonomelli, C. VIII.

in den Parlamenten Frankreichs, Deutschlands, Oesterreichs, Spaniens erwarten kann, um ein wirksames Einschreiten gegen die Unbilden zu veranlassen, die eine freimaurerische Regierung in Italien dem Statthalter Jesu Christi zufügen kann und gegen die Mißhandlungen, die sie ihm noch anthun will! Wir fragen bloß: Welche Genugthuung hätte die italienische Regierung leisten müssen für die unerhörten Insulte, die man in der Nacht des 13. Juli 1881 der Leiche Pius' IX. ungestraft anthun konnte? Wer hat sie verhindert an der willkürlichen Veräußerung der Güter der Propaganda? Welchen Widerstand haben ihr die Mächte jüngst geleistet bei der Discussion der Artikel, welche die Verfolgung des Klerus zum Gegenstande haben?

Man sagt, die Umstände könnten sich für die Katholiken der ganzen Welt zum Bessern wenden. Das wissen wir, und sie hoffen es. Wenn es aber geschieht, so werden sie ganz gewiß davon Gebrauch machen, damit das Haupt ihrer Kirche der Freiheit wiedergegeben werde, und nicht, um sich — — als Aufseher seiner Kerkermeister hinzustellen.

Man wende die Frage wie man will, die weltliche Souveränität ist für die thatsächliche und offenkundige Unabhängigkeit des Papstes nothwendig, und sie ist nicht bloß eine Forderung der Würde der Kirche, sondern eine absolute Nothwendigkeit für ihre gute Verwaltung.

Die große katholische Gesellschaft, die von Jesus Christus eingesetzt ist, an welche sich die Geschichte der Civilisation und der jetzt bestehenden bürgerlichen Gesellschaften anlehnt, kann nicht, nein, sie kann nicht gezwungen werden, als Trabant um ein Reich zu kreisen, und wäre es auch das von Italien.

Diese wahnwitzige Idee hatte nicht einmal die Secte, als sie auf ihre Weise die Einheit Italiens herstellte und damit auch ohne alle Nothwendigkeit die Beraubung des heiligen Stuhles verband.

Wie die Erstürmer Roms nicht im entferntesten daran dachten, dem Papste auch nur materiell die notwendige Freiheit zu lassen, ebensowenig dachten sie daran, es bei seiner Knechtschaft bewenden zu lassen. Sie wollten mit der Kirche aufräumen. Diesem Zwecke sollte und soll nach ihren Plänen die Beraubung des Stellvertreters Jesu Christi dienen. Und man muß zugeben, sie konnten kein wirksameres Mittel wählen, da es ja, menschlich gesprochen, mit Nothwendigkeit zur innern Auflösung der Kirche führen muß. Aber eben deßhalb werden weder der Papst, noch das katholische Volk sich je damit aussöhnen, und deßhalb vertrauen sie auch, daß Gott früher oder später dem Papste eine gebührende Souveränität zurückgeben werde.





V.

Warum schweigt der Papst nicht?

Die Nothwendigkeit der politischen Unabhängigkeit des Papstes für die erforderliche Ausübung seiner geistlichen Regierung läugnet Niemand aus wahrer Ueberzeugung, auch nicht seine Feinde. Diese Nothwendigkeit vorausgesetzt, liegt zu Tage, wie berechtigt die Proteste des Papstes in sich sind, aber auch, wie er bislang nicht davon abstehen konnte und es ebensowenig jetzt kann, ohne Verrath an seinem Amte zu üben. Und dieß bleibt selbst in der Voraussetzung bestehen, daß ein unmittelbares Gelingen nicht möglich sei, ja auch in der Voraussetzung, daß die Feinde hiervon einen abgeschmackten Vorwand nähmen, die Kirche in Italien noch ungescheuter zu verfolgen.

Damit wäre hinreichend die Nichtigkeit der Angriffe dargethan, die man auf den frühern und den jetzigen Papst gemacht hat wegen der protestirenden Stellung, die sie eingenommen, ebenso die Nichtigkeit des Rathes, den man Leo XIII. geben wollte, dieselbe aufzugeben. Aber die Nichtigkeit sowohl dieser Angriffe als des Rathes erscheinen erst in ihrem vollen Lichte, wenn im Einzelnen die Gründe erwogen werden, weßhalb der Papst protestiren muß. Sie leuchten Jedem ein und werden nur nicht von den unbesonnenen Kritikern und unberufenen Rathgebern in Betracht gezogen.

Welches sind also die Beweggründe, die den Papst bestimmen, bei seinen Protesten zu verharren, ja ihm auch verbieten, davon abzulassen?

Einige derselben werden von ihm selbst in seinen Allocutionen und in dem bekannten Schreiben an Cardinal Rampolla angedeutet. Andere liegen so nahe, daß sie Niemandem, der Verstand hat, entgehen können.

In der Praxis und auf dem Rechtsgebiete kann und darf Niemand, dem ein Recht anvertraut ist, dasselbe durch sein Schweigen verjähren lassen. Diese Regel ist im Staatsleben so anerkannt, daß Einer, der Rechte zu vertreten hat, sie noch nach Jahrhunderten anruft, wenn auch alle Wahrscheinlichkeit aufgehört, sie je geltend zu machen.

Und dabei fürchtet man nicht, sich auf diese Weise lächerlich zu machen, denn was heute unmöglich, kann morgen möglich werden, und ein Wechsel, der heute werthlos ist, kann morgen zur Auszahlung kommen.

Oder sehen wir nicht, hier bei uns, wie selbst der König fortfährt, sogar seine Titel auf die Kronen von Cypern und Jerusalem aufrecht zu erhalten, indem er sich in jedem Actenstücke beide Souveränitäten beilegt. Und doch ist er auf alle Fälle weiter davon entfernt, als der Papst von jener Souveränität, die er mit mehr Ernst und Mäßigung zurückfordert.

Man stelle sich vor, der Papst gäbe sich in seinen öffentlichen Acten den Titel eines weltlichen Herrschers der Legationen, der Marken und von Umbrien. Daran ist nicht zu denken; man würde darob einen Schrei der Entrüstung ausstoßen, der die ganze Welt erfüllte. Er begnügt sich damit, im Namen des heiligen Stuhles und der großen katholischen Gesellschaft zu protestiren, und eine billige Wiedererstattung zu fordern.

Man wird sagen, daß auch diese Forderung die italienische Regierung reizt, während sich der Groß-Türke auch nicht im mindesten den Titel zu Herzen nimmt, den sich die italienische Krone zu seinem Schaden beilegt. Aber das beweist nur, daß die Ansprüche des Papstes nicht so ohne allen praktischen Werth sind, wie der Titel eines Königs von Cypern und Jerusalem für diejenigen, welche gleichwohl fortfahren, ihn beizubehalten. Und wenn dem so ist, dann hat der Papst eine viel evidentere und strengere Pflicht, bei seinen Protesten zu verharren. Denn alle wissen: Im praktischen Leben ist der erste Schritt, um zu einer Genugthuung, zu einer Abhilfe, zur Wiederherstellung einer Ordnung zu kommen, der, daß man sich durch nichts abhalten läßt, sie wieder und wieder zu fordern, wenn auch die Aussichten, zum Ziele zu kommen, gering sind. Wenn Gott auch der Kirche allezeit in ihren Nöthen beisteht, so hat doch derjenige, der das Steuerruder derselben in der Hand hält, die Pflicht, alle menschlichen Wege offen zu lassen, auf welchen die Vorsehung die unerwartetste Hilfe zu bringen pflegt.

Zu dem Ende hält Leo XIII. bei den indifferenten oder feindseligen Regierungen die Erinnerung wach, daß die Römische Frage noch keineswegs gelöst, verhindert, daß sie oder die herrschende Partei in Italien, sein Schweigen als eine ruhige Verzichtleistung hinnehmen, hält in allen Katholiken die Ueberzeugung von der Unerträglichkeit der gegenwärtigen Lage der Dinge aufrecht, so wie das Verlangen und den Willen einer Vereinbarung, welche ihre religiösen Interessen in einem so wesentlichen Punkte, wie die oberste Leitung ihrer Gesellschaft ist, sichert.

Wenn also der Papst protestirt, so erfüllt er nur eine strenge Pflicht als verantwortlicher, ja geschworener Hüter eines eigenen und gesetzlichen Rechtes des heiligen Stuhles.

Auf diesen Eid haben er und sein Vorgänger sich öfters berufen und wahrlich nicht pro forma, wie gewisse Mittelsmänner

zu verstehen geben wollen, indem sie ganz unpassend einwenden, der Eid könne nicht zu einer Sache verpflichten, welche der allgemeinen Kirche nachtheilig sei. Jeder gibt dieses Princip leicht zu; aber es ist schwer einzusehen, wie der Papst der Kirche durch Zurückforderung der Souveränität Schaden zufügen solle, die sie selbst unter den gegenwärtigen Umständen für nothwendig erklärt hat.

Der Papst ist also mehr als je vor Gott und vor der Kirche an seine Eide gebunden. Und so hat er die doppelte Pflicht, die Rechte des heiligen Stuhles zu vertreten und vor Verjährung zu schützen, andererseits nichts zu unterlassen, was ihrer wirklichen Zurückgabe förderlich sein könnte.

Gleichwohl ist der praktische Zweck nicht der wichtigste Beweggrund seiner Proteste. Der doctrinäre Zweck ist von nicht geringerer Bedeutung. Der Papst ist vor Allem Lehrer der Wahrheit und hat an erster Stelle die Pflicht, die Gläubigen vor falschen Ideen zu bewahren, welche eine Gesellschaft in Umlauf setzt, die vom Naturalismus angesteckt denselben in ihren Gesetzen, in der Erziehung und in ihren Sitten zur Geltung bringt.

Die Kirche, diese große und göttliche Gesellschaft, die von Jesus Christus inmitten einer abgelebten und entarteten Menschheit gegründet, die Völker regenerirte und das christliche Europa zum Mittelpunkte der Welt machte durch Civilisation, Wissenschaft und Macht, diese grandiose Gesellschaft sage ich, hat eine Existenz, hat Gesetze und Rechte, die erhaben sind über allen Zwang einer menschlichen Macht.

Jeder Christ hat das Recht, mit den Mitteln, die Christus ihm angewiesen, nach seinem übernatürlichen Ziele zu streben, ohne darin von irgend einem Menschen abzuhangen, er möge sich Kaiser oder König nennen oder sonst irgend einen Titel menschlicher Autorität geltend machen.

Dreizehn Millionen Martyrer starben ungebeugt für die Freiheit, die uns Christus geschenkt, und derjenige, der sie zum Tode

schleppte, war nicht bloß ein Barbar, sondern auch ein Frevler an einem Rechte, über das er sich Aufklärung verschaffen konnte und welches er respectiren mußte.

Ebenso haben die Lehrer und Hirten in eben derselben christlichen Gesellschaft Obliegenheiten, die sie kraft einer Autorität und einer Mission erfüllen, die unabhängig ist von der weltlichen Macht der Staaten, möge sie heidnischen Cäsaren oder christlichen Regenten angehören. Ja, diese letzteren haben sogar die Pflicht, den Gesandten Jesu Christi in der Ausübung ihres erhabenen Amtes beizustehen.

Aber seit mehreren Jahrhunderten haben die Machthaber, auch die katholischen, in ihrer Anmaßung aus thörichter politischer Eifersucht angefangen, die religiöse Freiheit der Gläubigen zu beschränken, sich über die socialen christlichen Gesetze hinwegzusetzen und der Action der Hirten und geistlichen Führer Fesseln anzulegen. Diese Verletzung der göttlichen Rechte der Kirche durchbrach jede Schranke, als mit den lügenhaften Schlagwörtern von Gewissensfreiheit, von freier Kirche im freien Staate die antichristliche Revolution das Werk der alten Verfolger aufnahm, indem sie die Gewissensfreiheit der Katholiken unterdrückte und die Rechte der christlichen Gesellschaft in der Familie, in der Erziehung, selbst in den Cultusacten auf ein Nichts reducirte.

Unter den großen Schäden, welche die Kirche in dieser Verfolgung erleidet, gibt es keinen gefährlicheren für die Gläubigen als die Verdunkelung des Bewußtseins der Rechte, die einem jeden von ihnen und der göttlichen Gesellschaft, der sie angehören, eigen sind. Müssen sie ja dieselben von allen Seiten verkannt und in den Sitten und den Gesetzen der civilisirten Nationen in den Staub getreten sehen.

Der Papst hat bis zur äußersten Grenze den Verlust der übrigen menschlichen Mittel, die nicht gerade unentbehrlich sind, ertragen. Jetzt, wo ein wesentlicher Punkt der guten Regierung

des katholischen Volkes angegriffen ist, darf er sich nicht ruhig verhalten, sondern muß absolut und mehr als je darauf bedacht sein, den Begriff der heiligen Rechte der Kirche namentlich in Bezug auf die Freiheit und Unabhängigkeit, die ihr nothwendig sind, und die man ihr schuldig ist, bei den Katholiken der ganzen Welt wach zu erhalten und klar zu stellen.

Aus demselben Grunde muß der Papst Angesichts der katholischen Welt die von ihm in vollster Uebereinstimmung mit dem ganzen Episcopate vorgetragene Wahrheit betreffs der Nothwendigkeit der zeitlichen Herrschaft für den praktischen Genuß jener Freiheit von neuem durch ein entsprechendes Vorangehen bekräftigen.

Er muß ebenso die Regierungen wie die katholischen Völker des ganzen Erdkreises sicher stellen, daß ihr höchster Hirt bei seinen Amtshandlungen nicht dem mindesten Einflusse seitens einer einzelnen Regierung ausgesetzt ist, die ihn wohl materiell in ihrer Gewalt haben kann, mit welcher er aber in offenem Kampfe liegt.

Alles dieses erreichte bis jetzt der heilige Vater mit seinen Protesten. Was würde geschehen sein, wenn er, was unmöglich ist, seiner vielen Pflichten uneingedenk, sich in Stillschweigen gehüllt, und die Dinge ihren Gang hätte gehen lassen?

Gewisse kurzsichtige Friedensvermittler betrachten die Römische Frage nur mit Rücksicht auf Italien. Bei Lösung derselben müßte nach ihnen in weltlichen wie in geistlichen Dingen lediglich das Interesse Italiens maßgebend sein. Sie erschaudern alle Augenblicke beim Gedanken an die Uebel, welche die Wiederherstellung der päpstlichen Souveränität oder auch nur die Proteste Leo's XIII. jenen, wie sie meinen, höchsten Interessen verursachen könnten oder gar verursachen.

Aber die fatale Wirklichkeit ist, daß die Römische Frage die allgemeine Kirche angeht; und die Verständigeren erschaudern in Wahrheit bei dem Gedanken an das Aergerniß, das in die Welt herein-

brechen würde in Folge der triumphirenden Trugschlüsse der Gottlosen und der Verwirrung der Katholiken, wenn der Papst, nachdem er bis gestern mit dem ganzen Episcopate der Welt verkündigt hat, die politische Unabhängigkeit sei eine nothwendige Bedingung der guten Verwaltung der Kirche, nun ausdrücklich oder stillschweigend sich anschickte, sich mit jener Lage zufrieden zu geben. Noch mehr erschaudert man bei dem Gedanken an die vielen Unordnungen, an das allgemeine Mißtrauen, an die Unbotmäßigkeit, welcher die Thüre an dem Tage geöffnet würde, an welchem die einzelnen Katholiken und die Regierungen der ganzen Welt wüßten, sie hätten jetzt mit einem Papst zu thun, der freiwilliger Unterthan des ihnen vielleicht befeindeten Italiens wäre und unter Italiens Einfluß stände.

„Wenn die zeitliche Macht der Päpste gestürzt ist,“ schrieb Friedrich II. von Preußen seinem Freunde Voltaire, „dann haben wir gesiegt, und der Vorhang fällt. Da keiner von den europäischen Fürsten einen Stellvertreter Jesu Christi anerkennen wird, der einem andern Souverän unterworfen ist, so wird sich jeder von ihnen einen eigenen Patriarchen halten, und so wird sich nach und nach die kirchliche Einheit auflösen, und jeder Staat wird, wie eine eigene Sprache, so eine eigene Religion haben.“[1]) Und der Graf von Cavour gestand ohne Umschweife, daß in Rom

[1] „Le même besoin d'argent donnera l'idée d'avoir recours à la conquête facile des états du Saint-Siège, ... et l'on fera une grosse pension au Saint-Père. Mais qu'arrivera-t-il? La France, l'Espagne, la Pologne, en un mot, toutes les puissances catholiques ne voudront pas reconnaître un vicaire de Jésus subordonné à la main imperiale. Chacun alors créera un patriarche chez soi . . Petit à petit chacun s'écartera de l'unité de l'église, et l'on finira par avoir dans son royaume sa religion comme sa langue à part.“

Oeuvres complètes de Voltaire. Paris 1817, T. XII. Corresp. partic. p. 641. Lettre du Roi 9. juillet 1777.

die weltliche Autorität des Papstes so innig mit jener der geistlichen Gewalt verbunden sei, daß man die eine von der andern nicht trennen könne, ohne Gefahr zu laufen, sie beide zu zerstören."[1])

Konnte nach all diesem Leo XIII. früher und könnte er jetzt ablassen von seinen Protesten, und eine stillschweigende Connivenz beobachten, welche der erste Schritt zu einer Uebergabe wäre?

Fünfzig Jahre hindurch standen seine Vorgänger unbeweglich da im Investiturkampfe gegen die Kaiser Deutschlands, die von zahllosen Bischöfen und von dem Adel, d. h. von der einflußreichen Klasse der Nation, und nicht bloß von Deutschen, sondern auch von Lombarden und andern italienischen Provinzen unterstützt wurden. Die Souveräne Frankreichs, Englands, Spaniens, Süd-Italiens flossen in bessern Augenblicken über von Sympathieen für den Papst; aber keine wirksame Unterstützung erfolgte, gewöhnlich nicht einmal der Dienst einer Vermittelung. Es war damals wie heute. Die Päpste erduldeten, sich selbst überlassen, den Abfall ganzer Provinzen, Verbannung, ja sogar den Kerker. Auch wird seitens unkluger und ungerechter Eiferer der Vorwurf des geistlichen Verderbens nicht gefehlt haben, dem die ganze deutsche Nation anheimfiele, dessen Klerus und Volk sich gewöhnten, im Papste den Feind ihres Vaterlandes zu sehen. Auch dieß ist nicht anders wie in unseren Tagen. Aber das Wohl der allgemeinen Kirche erlaubte nicht, daß dieses gefährliche Zugeständniß den deutschen Kaisern gemacht wurde; es ward nicht gemacht und Gott schaffte seiner Zeit Abhülfe.

Man muß sich wirklich wundern über die Geschicklichkeit, mit der jüngst ein Schriftsteller die zwingende Kraft dieser Vorgänge durch die Behauptung zu schwächen suchte, die Päpste hätten in jenem Kampfe schließlich das Wesentliche der Bischofswahl gerettet,

[1] „Documenti diplomatici presentati alla Camera" p. 95. Torino 1858.

dagegen in gewissen Modalitäten nachgegeben. „Die Kirche" — schließt er — „opferte das Zufällige, um das Wesentliche zu retten, und sie that gut daran." [1]) Aber wir erlauben uns die Frage: Wenn der Papst die zeitliche Souveränität zurückfordert, ist dann die Zurückgabe oder die Verweigerung derselben nur etwas Zufälliges oder eine Modalität? Und was wäre dann das gerettete Wesentliche, wenn man ihm nichts gibt? Etwa die politische Unabhängigkeit, die Alle: Freund oder Feind, als nothwendig erklären für das gute Regiment der Kirche? Aber die Kirche hat ja für Alle, die etwa nicht Augen hätten, es selbst zu sehen, erklärt, daß diese Unabhängigkeit weniger als je unter den gegenwärtigen Umständen ohne Souveränität bestehen kann.

Heften wir schließlich unsern Blick auf das schöne Land, dem Gott es verliehen, der bevorzugte Sitz des sichtbaren Oberhauptes der Kirche zu sein, und dem die Päpste allzeit so viel Liebe und Sorgfalt zugewendet. Leo XIII. weiß mit seinen Protesten nicht weniger das politische Interesse der italienischen Nation als die Rechte der Kirche und des Papstthums zu fördern.

Auch dieß ist eine Thatsache, die man gern verbergen möchte, indem man sich zu dem Sitze Glück wünscht, der nunmehr auch Italien im Rathe der Mächte eingeräumt ist, und zu dem Werthe, der für jeden Kriegsfall auf seine Allianz gelegt wird. Solche Vortheile könnten mit Grund dem nationalen Selbstgefühle schmeicheln, wenn nicht die Partei, welche die gegenwärtige Ordnung schuf, aus reinem Hasse gegen die katholische Religion, die Beraubung und die politische Abhängigkeit des Oberhauptes der Kirche darin einschlöße.

Dadurch, daß dieses zerstörende Element eingeführt wurde und hartnäckig festhalten wird, beging sie von Anfang an einen antipatriotischen und unpolitischen Irrthum: Sie gab auf diese Weise

[1] Bonomelli, S. 10. Anmerkg.

den Mächten „einen Blanco-Wechsel“ — wie ihn der Senator Jacini nennt — in die Hand, d. h. die Vollmacht, Italien so oft es einer derselben gelegen ist, unter dem Vorwande oder unter dem Titel der Religion zu bekriegen, nicht bloß unter dem Beifalle der eigenen katholischen Unterthanen, sondern der Katholiken der ganzen Welt. Dabei wären die italienischen Soldaten gezwungen, sich zu schlagen — eine ungeheuerliche Lage! —, um das Oberhaupt ihrer Religion im Stande der Knechtschaft zu erhalten.

So sehr sich nun auch die italienische Diplomatie bemühete, diesen höchst bedenklichen Wechsel aus den Händen der Mächte wieder zu erhalten, es ist ihr nicht gelungen. Noch neuerdings, als mit unglaublicher Anstrengung der Besuch des protestantischen deutschen Kaisers in Rom zu Stande gebracht worden, wurde keine Erklärung, weder vorher noch nachher, mehr betont, als diese, man müsse und wolle jener Thatsache keineswegs den Sinn einer Anerkennung des gegenwärtigen Königreiches Italien geben.

Wenn in 19 Jahren der Papst mit seinen Protesten von den Mächten auch nicht das Geringste zur Wiedergewinnung seiner politischen Unabhängigkeit erlangen konnte, wie eine jüngst erschienene Schrift sich zu bemerken gefiel, so konnte Italien in denselben 19 Jahren auch nicht ein Wort erlangen, welches öffentlich seine juridische Existenz mit der Hauptstadt Rom anerkannt hätte. Und das unterläßt jene Schrift zu bemerken. Wenn wir diese beiden Bemerkungen zusammenfassen, haben wir den wahren Thatbestand der Dinge, der nur dann der Thatbestand ist, wenn er ganz und unverstümmelt bleibt.

Italien kann sich daher in seiner gegenwärtigen Lage wohl gewisse Freundschaftsbezeugungen versprechen, die aber immer so gemessen sein werden, daß sie nicht als Anerkennung auszulegen sind, ebenso hie und da eine ihm vielmehr unter dem Einflusse der Furcht vor dem Wechsel auferlegte als nach eigenem Wunsche gewählte Allianz. Hie und da mag es auch eine beruhi-

gende Zusicherung erschleichen, die unter der Hand gegeben den christlichen Völkern vorenthalten wird, um nicht einen Brand zu entzünden. Solche verstohlene Versicherungen hatte es von Anfang an und wird es immer von jeder Macht, die es brauchen will, erbetteln. Aber die geringste diesbezügliche Andeutung seitens einer Regierung wird bewirken, daß eine andere rivalisirende Regierung sich des unermeßlichen moralischen Vortheiles erinnert, den sie im Angesichte der ganzen katholischen Welt hat, wenn sie den Wechsel vorzeigt, indem sie die Rechte des Oberhauptes der Kirche zurückfordert, und sie wird ihn vorzeigen. Nehmen wir indeß an, der unbequeme Eintreiber sei zum Schweigen gebracht. Sind damit die Streitigkeiten beendet? Auch nicht im entferntesten. Denn nach allen Versicherungen, ja sogar nach einer förmlichen Einhändigung kann dieser ganz eigenartige Wechsel wieder in Kraft treten für den, welcher ihn abgegeben; oder kann nicht jede Regierung in ehrenvoller Weise fordern, daß eine Ungerechtigkeit wieder gut gemacht werde, besonders dann, wenn sie als Grund die Unzufriedenheit anführen kann, welche die Ungerechtigkeit bei den Völkern erregt, und die immer neuen praktischen Schwierigkeiten, die sie veranlaßt?

Zwei Hauptnachtheile bringt Italien jener unselige Wechsel, den die Mächte in Händen haben. Der erste, den diese direkt im Auge haben, ist der soeben auseinandergesetzte. Der zweite, der schon im ersten enthalten, der aber für jeden Italiener, der Nationalehrgefühl hat, besonders empfindlich ist, besteht in der Schmach, die in unsern Tagen allein Italien vorbehalten ist, daß es sich unter den Mächten als einen Staat präsentirt, der noch immer im Proceß liegt wegen Usurpation, einem Capitalisten gleich, der sich auf unrechtmäßige Weise bereichert hat und dem keiner offen heraussagen will, daß er ihn für einen Spitzbuben hält und für einen, der vor der Gerechtigkeit geborgen ist. Man müßte sehr einfältig sein, um zu glauben, die Vertreter dieser Einrichtung erkännten die falsche und demüthigende Position nicht, in welche sie Italien durch ihre

antipäpstliche Politik gebracht. Aber freilich bei ihnen geht die Unterdrückung der Kirche jedem nationalen Interesse vor.

So denken die Katholiken Italiens nicht. Sie täuschen sich nicht und sehen klar die selbst politisch verfehlte und unehrenhafte Situation ein, in welche die herrschende Partei ihr Land gebracht. Sie sehen die traurige Thatsache der Kette, die damit nicht einer, sondern jeder auswärtigen Regierung, die Italien feind ist und sich stark genug fühlt, es zu zerren, in die Hand gegeben ist: eine Kette, deren Ende keine Regierung freundschaftlich dem zurückgeben wollte, der sie damit beschenkt, und Jedermann weiß, warum nicht: eine Kette, die jede Regierung, auch wenn sie sich den Schein gäbe, sie zurückzustellen, doch jeden Augenblick wieder fassen könnte, wenn es sie nämlich gut dünkt wahrzunehmen, daß ihre katholischen Unterthanen nicht von einem niedrigen Unterthanen Italiens regiert werden sollten: mithin eine Kette, welche das Schweigen des Papstes noch fester nietete, als seine Proteste, die wenigstens dieselbe zu sprengen suchen.

Wenn die Proteste des Papstes nichts Anderes bezweckten, als den heillosen Wechsel in der Hand jedes künftigen Feindes von Italien zu annulliren und der Nation den Platz einer juridisch anerkannten Macht zu sichern, müßte jeder italienische Staatsbürger diese Proteste mit Sympathie begrüßen und ehrlich sagen: Der Papst vertritt die Interessen der Kirche, aber er thut es, indem er zugleich die wahren Interessen des geeinigten Italiens vertritt.

Die Parteipresse mag immerhin diesen Krebsschaden mitten im Schooße Italiens verbergen. Es gibt wohl Einen, der ihn erkennt, ja auch noch das Gefährliche desselben abzuschwächen sucht, indem er die Vortheile erörtert, welche die italienische Regierung aus einer Versöhnung und Ausgleichung ziehen würde. „Diese — sagt die wiederholt citirte Schrift — würde den feindseligen oder treulosen Regierungen (und auch die alliirten von heute können es morgen sein, wenn die Interessen sich ändern), eine gefährliche Waffe aus den Händen

reißen, die sie gegen uns wenden können, und würde zugleich die Action der italienischen Diplomatie freier und sicherer machen." Einem Kenner genügen wenige Worte.

Jene politischen Dilettanten täuschen sich aber darin, daß sie glauben, diese gefährliche Waffe ließe sich durch irgend welche Aussöhnung zwischen Papst und italienischer Regierung zerbrechen. Eine arge Illusion! Für Einen, der die Dinge in ihrer thatsächlichen Lage betrachtet, wird diese Waffe zuletzt zurückgeführt auf die politische Abhängigkeit des Hauptes der allgemeinen Kirche. Die einzige Verständigung, die im Stande ist, sie zu zerbrechen, ist jene, die Leo XIII. bei seinen Protesten im Sinne hat, jene nämlich, die ihm seine Unabhängigkeit wieder gibt.

Gewisse Leute, welche die fixe Idee haben, daß eine Vereinbarung unmöglich, und daß die Proteste Leo's XIII. der Hauptgrund der Schäden seien, welche die Religion in Italien erleidet, folgern daraus, der Papst hätte einen falschen Weg eingeschlagen, und möchten, daß der Papst, in Schweigen gehüllt, Gottes Wasser, wie man sagt, über Gottes Land laufen ließe. Die wenigen oben angedeuteten Betrachtungen überzeugen uns, daß solche Gedanken nur einen beschränkten Ideenkreis bekunden, der sich leicht bei einem schlichten Privatmanne begreift, der aber nicht vorauszusetzen ist in dem Geiste dessen, der zum Haupte der großen katholischen Gesellschaft auserwählt ist.

Jene Unmöglichkeit auch zugegeben, ebenso die Größe der Schäden, die allenfalls als Repressalie gegen die päpstlichen Proteste geltend gemacht werden könnten, Leo XIII. konnte nicht anders handeln und könnte auch jetzt noch nicht anders handeln, als er handelt, sowohl im Interesse der Kirche als Italiens selbst. Die Unmöglichkeit der geforderten Vereinbarung sowie die Schäden der italienischen Kirchen, Alles kommt auf Rechnung der Partei, die sich selbst, Italien und den Papst in einem Zustande gebannt hält, welcher für die Nation ebenso unheilvoll, als für die Kirche unerträglich ist.

Aber sind denn die beiden Prämissen, welche die Bemängelung der Proteste und den Rath zu schweigen voraussetzen, auch wahr? Ist vor Allem die Unmöglichkeit der Wiederherstellung einer wahren Souveränität, die eine wirkliche und offenkundige Garantie für die Unabhängigkeit des Papstes bietet, eine Thatsache?

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich schon, daß dieser Punkt weder eine ausschließliche noch eine entscheidende Bedeutung hat. Aber da man neuerdings bemüht gewesen, denselben augenscheinlich zu machen, und da solche Bestrebungen offenbar darauf ausgehen, die Schwachen zu entmuthigen, dem Papste noch ferner in einem verzweifelten Unternehmen zu folgen, so verlohnt es sich, festzustellen, was thatsächlich ist an den früheren und gegenwärtigen Hoffnungen des Papstes und der Katholiken, sowie an der geträumten Unmöglichkeit einer Vereinbarung, welche die Unabhängigkeit des Papstes sicher stellt.





VI.

Die Hoffnungen des Papstes und der Katholiken.

Es ist wirklich auffallend, wie lästig und unbequem den Freunden der gegenwärtigen Ordnung der Dinge in Italien die Hoffnungen des Papstes und der Katholiken auf Wiederherstellung der päpstlichen Souveränität sind. Vernunftschlüsse, Vorwürfe, Spott, böswillige Insinuationen, Alles wird gegen diese kindische Erwartung der Katholiken in's Feld geführt, die nicht einmal ein wohlwollendes Mitleid verdiene; denn sie soll ja im Grunde die letzte Ursache der Irrthümer gewesen sein, welche seit 20, ja selbst seit 30 Jahren von zwei Päpsten bei der Führung der Kirche im gegenwärtigen Kampfe begangen wurden, und ist somit die Quelle aller Uebel, die daraus entsprangen. Wenn sie auf diesen Punkt kommen, werden sogar die nüchternen Schriftsteller redselig und die ruhigsten verlieren die Fassung. [1])

Warum sich so erhitzen gegen solche Hoffnungen? Hängt von ihnen vielleicht die protestirende Stellung des Papstes ab, die er eingenommen? Wir haben bei den früheren Erörterungen gesehen, daß das ein gründlicher Irrthum ist. Der Papst protestirt aus Gründen, welche auch dann noch Bestand haben, wenn selbst jede Hoffnung auf eine nahe Wiederherstellung seiner politischen Unabhängigkeit benommen ist.

[1] Vergl. Bonomelli das ganze 4. Capitel.

Aber ist diese Zuversicht auch für eine nicht allzuferne Zukunft wirklich so blind, so kindisch, so ganz und gar aussichtslos? Man bedenke nur, daß sie nun schon während 20 langer Jahre im Herzen zweier Päpste und von Millionen und Millionen Katholiken gehegt wird, um sie nicht allzu schnell zu verachten und sie so ohne weiters zu verurtheilen.

Wir erlauben uns eine Bemerkung. Wenn bei Katholiken von der Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes die Rede ist, so kann und darf man nicht außer Acht lassen, was diesbezüglich die Kirche gelehrt hat, obgleich schon die bloße Vernunft die Nothwendigkeit einsieht. Ebenso kann man, wenn von der Hoffnung auf nicht allzuferne Wiederherstellung der politischen Unabhängigkeit des Papstes die Rede ist, nicht absehen von Erwägungen der übernatürlichen Ordnung, obgleich sich nachweisen läßt, daß auch in der natürlichen Ordnung diese Hoffnungen ganz gute Gründe haben.

Im ganzen Leben der Kirche geht das Uebernatürliche Hand in Hand mit dem Natürlichen. Der übernatürliche Beistand ist ihr nicht nur regelmäßig für ihre apostolische Thätigkeit, für ihr Lehramt, für die Ausspendung der heiligen Sakramente zugesichert, sondern gleichfalls für ihre Erhaltung und für die Vorbereitung der Umstände, welche für die Entfaltung ihrer göttlichen Mission erforderlich sind. Und es konnte nicht anders sein. Ihr göttlicher Stifter stellte sie ja zu ihrem größten Nachtheile und einzig in ihrer Art unter so vielen Gesellschaften auf der Erde, wehrlos hin inmitten einer Welt, welche die Gewalt in ihren Händen hätte und wegen entgegengesetzter Tendenz ihre unversöhnliche Feindin sein mußte. Daraus folgt nun nicht, daß Gott ihretwegen häufige Wunder wirken müßte. Eine solche Idee ist gewissen kleinen Geistern geläufig, die, wenn sie einen für sie unauflöslichen Knoten sehen, sofort meinen, er müsse durch ein Wunder zerschnitten werden. Wo es nothwendig oder heilsam, würde Gott gewiß keinen Anstand nehmen,

Wunder zum Besten seiner Kirche zu wirken, wie er so viele zum Besten einzelner Individuen gewirkt. Aber regelmäßig ist nur seine besondere Vorsehung für sie thätig, deren einzelne Dispositionen schwer zu verfolgen sind, so leicht es ist, ihre außerordentlichen Wirkungen zu erkennen. Die Geschichte der Kirche weist zweifelsohne in der ganzen Reihe ihrer Wechselfälle Wunderbares auf, aber sie wurden doch von Gott ohne das Geräusch der Wunder gelenkt und geleitet.

Auf diese Providenz rechnen der Statthalter Jesu Christi und das katholische Volk, und das ist der Grund, worauf ihr Vertrauen fußt. Vom heiligen Geiste unterstützt in Allem, was sich auf die Unterweisung der Gläubigen bezieht, fährt der Papst fort zu erklären, wie es sein Vorgänger Pius IX. erklärt hat, unter den gegenwärtigen Umständen sei die zeitliche Herrschaft dem Papste für die erforderliche Ausübung seines Amtes unumgänglich nothwendig. Und diese Lehre, die auch von dem ganzen Episcopate angenommen ist, hat den offenbaren Charakter einer katholischen Lehre, an die sich Alle halten müssen, wenn sie nicht der Rebellion gegen die höchste Autorität der Kirche geziehen werden wollen. Der Papst selbst muß — man merke es sich wohl! — ebenso wie jeder Gläubige diese Lehre für wahr halten, so lange er nicht in seinem Amte als höchster Lehrer neuerdings das Urtheil fällen müßte, daß in Folge der veränderten Umstände diese Lehre aufhöre, Anwendung zu finden. Alles das ist klar und evident für jeden Sohn der katholischen Kirche.

Diese unanfechtbare Gewißheit von der Nothwendigkeit der weltlichen Macht des Papstes, wie sie früher erklärt ist, vorausgesetzt, haben der hl. Vater und mit ihm das katholische Volk die Zuversicht, daß die göttliche Vorsehung dem Papste dieses Hülfsmittel verleihen wolle, dieselbe Vorsehung, welche ihn veranlaßte, es als für die gute Regierung der Christenheit nothwendig zu erklären. Und diese Hoffnung ist so vernünftig wie die Hoffnung, daß Jesus Christus für die gute

Verwaltung seiner Kirche sorgen, und wie die Ueberzeugung, daß er zu diesem Zwecke nicht unausgesetzt Wunder wirken werde. Diese Hoffnung kann uns geneigt machen, gewisse Ereignisse oder Umstände als Boten des Heiles zu begrüßen, die aber dann vorübergehen, ohne eine tröstliche Wirkung zurückzulassen. Aber wenn solche Enttäuschungen vorkommen, so erschüttern sie nicht unser Vertrauen, das stets auf seinem festen Grunde unberührt bleibt.

Der Papst und die Katholiken verkennen die Symptome nicht, die ihrer Sache wie immer günstig sind, insofern sie zeigen, daß die Römische Frage wenigstens immer noch lebendig ist, so viel auch gewisse Leute, die ihr Interesse daran haben, schreien, sie sei abgelebt und begraben. Nach 19 Jahren, seitdem man sie todt sagt, immer noch leben, ist schon ein bedeutendes Zeichen von einer übernatürlichen Vitalität. Umsomehr, da, wie ein Anderer allerdings in ganz anderer Absicht bemerkte, „neunzehn Jahre in unsern Tagen wegen der veränderten Verhältnisse der Zeiten, Menschen und Dinge so viel gelten als hundert Jahre und wir sagen wenig.“[1]) Wo gibt es, fragen wir, eine politische Frage, die nach hundert Jahren einer endgültigen Lösung immer noch lebendig ist und die Völker und die Regierungen immer noch beschäftigt?

In der öfters gedachten Schrift wird „als eine eigenthümliche und sehr bedeutsame Thatsache betont, daß in circa tausend Jahren, welche die weltliche Herrschaft des Papstes zählt, auch nicht einmal ein Sturz derselben eingetreten, der 19 Jahre ununterbrochen gedauert hätte.“[2]) Aber viel merkwürdiger noch kann Andern die Thatsache vorkommen, daß der Fall der weltlichen Herrschaft, der in unsern Tagen nun schon so lange dauert, obgleich er einer Ohnmacht von hundert Jahren gleich kommt, dennoch einen schließlichen Tod nicht herbeiführen konnte.

Trotz alledem, wenn Einer die Katholiken fragte, oder auch vielleicht den Papst, ob irgend eine positive Hoffnung einer

[1] Bonomelli S. 18. [2] Ebendaselbst.

in nächster Zeit sich verwirklichenden Wiederherstellung seiner politischen Unabhängigkeit in Aussicht stehe, werden Alle, ohne daß er sich weiter abmühen müßte, sie hievon zu überzeugen, antworten: Nein, es zeigt sich keine.

Auf die Frage, wann sie also die Erfüllung ihrer Hoffnung erwarten, werden sie antworten, daß sie dieses nicht wüßten. Viele hofften, daß es bald geschähe, aber es geschah nicht. Das will nicht sagen, es werde sich nie erfüllen oder auch nur in einer fernen Zukunft. Die schönste Eigenschaft des Vertrauens auf Gott ist die Beharrlichkeit, und nach 19 Jahren des Hoffens und Harrens fahren sie fort zu hoffen.

So fuhr die Kirche der ersten Jahrhunderte fort zu hoffen, sie, die umgeben war von einer heidnischen Gesellschaft, die unter einer feindseligen Regierung und unter Gesetzen stand, die es auf ihren Untergang abgesehen, die aller menschlichen Hülfe beraubt war, wie Daniel unter den Löwen: sie hoffte noch nach dreihundert Jahren vergeblichen Harrens, auch nachdem eine entmuthigende Erfahrung ihr gezeigt, wie jeder Hoffnungstrost einer bessern Zeit für sie mit einem neuen Sturme endete. Es brach zuletzt die schrecklichste Verfolgung aus, die im Jahre 303 von Diocletian begonnen und volle zehn Jahre hindurch fortgeführt wurde. Sie schien bestimmt, der Kirche zu zeigen, daß alle Vortheile, die sie bis dahin gewonnen, verloren seien. Gleichwohl hoffte sie, und sie ward nicht zu Schanden; denn gerade dieß war der Zeitpunkt, den Gott auserwählt, ihr nicht bloß den Frieden, sondern auch die Freiheit, die Ehre und den Schutz eines christlichen Kaisers zu geben.

Und jetzt nach nur 19 Jahren der Prüfung sollte sie jeder Hoffnung entsagen?

So können sich gewisse kleinmüthige Seelen die Kirche vorstellen, welche die Ergebung in Gottes heiligen Willen mit der Verzweiflung verwechseln und Gott die Zeit vorschreiben möchten, in welcher sie entschlossen sind, auf eine Hülfe zu warten, die sie

von ihm hoffen. Die Kirche verliert sich nicht in solchen Verwechselungen. Entschlossen, auszuharren, so lange es Gott gefällt, sie zu prüfen, läßt sie doch darum nicht im mindesten nach in ihrem Vertrauen auf die göttliche Macht und Güte. Und der Stellvertreter Christi hört nicht auf, mag menschliche Hülfe erscheinen oder nicht, zu wiederholen: „daß er auf Gott sein größtes und sicherstes Vertrauen gesetzt und von ihm die nothwendige Hülfe erwarte in den unerträglichen Drangsalen der Kirche."

Die Päpste wurden 171mal von ihren Feinden des weltlichen Besitzes beraubt, und ebenso oft — was unerhört ist in der Geschichte jeder andern Souveränität —, zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen in denselben wieder eingesetzt. Das ist in der That eine merkwürdige und bedeutsame Thatsache, denn sie offenbart eine Ordnung einer ganz besonderen, constanten Vorsehung. Wundert man sich noch, daß die Katholiken hoffen, die weltliche Herrschaft des Papstes werde in unserer Zeit das 172ste Mal erhalten bleiben?

Das also ist das Vertrauen der Katholiken. Man kann es wohl entstellen, bespötteln und unter hundert Vorwänden tadeln; aber Alles sind nur Vorwände, und vielleicht gibt es nur einen innersten Grund, weßhalb man es anfeindet, nämlich die Unruhe betreffs der Dauer der eigenen Triumphe, welche das Vertrauen in dem Herzen der Feinde erregt, die über die Kirche triumphiren. Warum es verheimlichen? Dieses übermenschliche Vertrauen, womit der Stellvertreter Jesu Christi und mit ihm das katholische Volk der beiden Hemisphären von der Güte des Allmächtigen gegen jede menschliche Hoffnung erwartet, daß die weltliche Herrschaft des h. Stuhles, wann immer es sei, und vielleicht eher als man denkt, wie immer es sei, und vielleicht vollständiger, als man sich einbildet, durch welche Umgestaltung auch immer, und vielleicht friedlicher als Andere für möglich halten, wiederkehren wird, diese feste und ruhige Hoffnung regt die Nerven der Urheber der sacri-

logischen Beraubung gewaltig auf, und nicht weniger gewisse Katholiken, die gerne über diese Beraubung seufzen, aber weinen würden, wenn sie deren Wiederherstellung sähen.

Mancher macht sich über die Katholiken lustig, weil in den ersten Zeiten der Occupation Roms einige von ihnen unter dem gläubigen Volke die eigenen phantastischen Vorstellungen von einer baldigen Wiederherstellung der päpstlichen Souveränität, als wären es Prophezeiungen, verbreiteten und nicht wenige daran glaubten.

Da dieser unschuldige Irrthum Anlaß zum Gespött und zur Entstellung des wahren und gegründeten Vertrauens der Gläubigen bietet, so unterlassen ihre Tadler es nicht, ihn mit sichtlichem Wohlgefallen hervorzuheben, ohne indeß zu merken, daß sie in den absonderlichsten Widerspruch gerathen. Sie werfen den Katholiken vor, daß sie so leicht den phantastischen Propheten des nahen Triumphes des Papstthumes glaubten,[1]) und muthen unterdessen den Leuten zu, daß sie an ihre Vorhersagungen, d. h. daran, daß dieser Triumph nie stattfinden werde, glauben sollen.

Schade, daß sie damit zu spät kommen. Die Katholiken, auch diejenigen, welche etwas leichtgläubig sind, haben ihren vorübergehenden Irrthum abgelegt, und schicken alle nicht beglaubigten Propheten ruhig heim; sie vertrauen auf Gott, folgen ihren Hirten und das genügt.

Ein Schriftsteller, welcher leider nicht tief genug in die Gründe unsers Vertrauens eingedrungen, erinnert uns daran, „daß die Wiederherstellung der weltlichen Macht nicht in die göttlichen Verheißungen, die dem Petrus und seinen Nachfolgern gegeben worden, inbegriffen sei“.[2]) Wir würden recht schön für diesen Wink danken, wenn er nicht überflüssig wäre. Keiner von den Katholiken hat je geglaubt, daß der Kirchenstaat in den hl. Evangelien genannt würde. Wohl aber wird da im Allgemeinen der Beistand Jesu Christi seiner

[1] Bonomelli S. 49. [2] Ebendaselbst S. 75.

Kirche verheißen und der Lohn des lebendigen und beharrlichen Vertrauens auf Gott, so oft Gnaden erfleht werden zu Gunsten der geistlichen Ordnung, wie die politische Unabhängigkeit des Papstes.

Auch nicht die Dauer des Königreiches Italien in seiner jetzigen unnatürlichen Zusammensetzung ist im Evangelium versprochen, und doch hegen Einige ein unbegrenztes Vertrauen, daß es fortbestehen werde durch Zulassung Gottes, der für die Bitten und das Vertrauen seiner Diener taub geworden. Das findet sich bei Leibe nicht unter irgend einer Form im Evangelium.

Man fährt fort und sagt: „Die weltliche Macht ist der Kirche nicht wesentlich, sie ist nur Mittel, nicht Zweck. Und es ist möglich, daß die Vorsehung statt dieses Mittels ein anderes substituiren wolle.“ [1])

Die Worte waren vom Schreiber unterstrichen, um die Katholiken besonders darauf aufmerksam zu machen. Dabei wurde vorausgesetzt, sie kännten diese Wahrheit nicht oder faßten sie nicht genug in's Auge. Aber sie wissen dieselbe auswendig, nur sehen sie nicht, welcher Zusammenhang zwischen ihr und ihrem Vertrauen bestehe.

Ei gewiß nicht: Die zeitliche Herrschaft ist für die Kirche nicht wesentlich. Aber darf man denn nur verlangen und von Gott hoffen, was für ihre Existenz wesentlich ist? Im Gegentheil: Das Wesentliche wie z. B. die Unfehlbarkeit der Lehrautorität und Aehnliches pflegt man sogar weniger von Gott zu erbitten, weil es absolut von Christo verheißen ist.

Die weltliche Macht — fahren sie fort — ist nur ein Mittel für die entsprechende Regierung der Kirche.

Wer hat je daran gezweifelt? Aber sind es nicht gerade die — menschlicher Weise gesprochen — unentbehrlichen Mittel, die

[1] Bonomelli S. 78.

unsere Gebete und unser Vertrauen fast immer zum Gegenstande haben? Das tägliche Brod ist nicht Zweck, sondern Mittel. Der Zweck ist die Erhaltung des Lebens, zu dessen Erhaltung Gott andere Mittel, die nicht Speise sind, verwenden kann. Und doch lehrt er uns, von ihm das tägliche Brod zu hoffen. Auf ähnliche Weise hoffen die Katholiken, daß Gott dem Papste seine politische Unabhängigkeit nicht als Zweck, sondern als nothwendiges Mittel wieder geben werde, und so fahren sie fort, wenigstens bis sie ein Zeichen sehen, Gott wolle ein anderes gleichwerthiges Mittel an ihre Stelle setzen.

Da man keine stärkeren Einwände in's Feld führt als diese, so können wir ruhig weiter gehen. Wer unterdessen zugibt, daß die menschlichen Wechselfälle von der göttlichen Vorsehung gelenkt werden, und daß diese Vorsehung in ganz besonderer Weise über die Erfüllung der Mission wacht, welche der Papst in der Welt hat, wer dieses zugibt, muß einräumen, daß das Vertrauen des Papstes und der Katholiken durchaus gerechtfertigt sei und auch bleibe, wenn ihm auch alle Voraussichten der menschlichen Politik entgegengehalten werden. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Deßungeachtet wiederholen wir nochmals: Diese durchaus gegründeten übernatürlichen Hoffnungen können ebenso wie die politischen Berechnungen, so günstig sie auch seien, den Katholiken wohl etwas Muth in ihrem Widerstande machen; aber sie sind weder der Grund noch eine nothwendige Bedingung dieses Widerstandes. Und darum irren unsere Tadler ganz gewaltig, wenn sie uns vorhalten, unsere Proteste seien nicht im Stande, das möglich zu machen, was unmöglich ist. Der Papst und die Gläubigen protestiren, um ihre Pflicht zu thun, um von ihrer Seite günstigere Zeitumstände vorzubereiten, endlich damit, wenn es Gott gefällt, dieselben herbeizuführen, sie selbst, oder wenn nicht sie, doch ihre Kinder oder auch ihre Enkel den ganzen Nutzen daraus ziehen.



VII.

Die Geschichtsprophezeiungen.

Es besteht ein ganz außerordentlicher Unterschied zwischen den Hoffnungen, welche die Katholiken hegen und zwischen den Prophezeiungen, welche ihre Gegner dagegen ausspielen können.

Den Katholiken genügt es zu ihrer Ermuthigung, hoffen zu können, in einer auch nicht fernen Zukunft würden durch ein wer weiß welch glückliches Zusammentreffen von Umständen, die Gott vorbereitet, ihre Wünsche erfüllt. Ihre Widersacher müssen ihrerseits zu Vorhersagungen ihre Zuflucht nehmen, daß dieß nämlich nimmermehr, auch nicht in einer fernen Zukunft der Fall sein werde. Und wirklich sagen sie dieses mit größter Zuversicht voraus.

Die Aufgabe, die sie sich damit gestellt, ist sicherlich eine gewagte. Ja, man wird kaum einen soliden Schriftsteller anführen können, der eine ähnliche Bürgschaft auf sich nähme für Probleme der Zukunft, die bei weitem nicht so verwickelt sind. Aber dieselben Menschen, welche die Prophezeiungen Anderer tadeln, fühlen einen ganz außerordentlichen Reiz in sich, auch ihrerseits einmal zu prophezeien, und sie glauben den Faden gefunden zu haben, der sie auf diesem dunklen Gebiete führe. Dieser Faden ist die Philosophie der Geschichte.

„Der Historiker, — sagen sie — der Philosoph ist, ist in einem gewissen Sinne Prophet und muß es sein." Wie so?

„Er sieht in den Ursachen die Wirkungen, und liest in der Gegenwart die Zukunft, nicht in den Einzelheiten, sondern in den Hauptmomenten.“ [1])

Herrliche Worte! Aber so schön sie in abstracto lauten, so armselig erweisen sie sich, wenn es zur concreten Anwendung kommt. Sehen wir ja doch gewisse Philosophen, die nicht einmal im Stande sind, die Ursachen von Thatsachen, die doch schon der Vergangenheit angehören, aufzufinden. Davon geben uns, um bei der Sache zu bleiben, jene ein Beispiel, die beweisen wollen, die päpstliche Souveränität entspreche nicht mehr den Verhältnissen unserer großjährigen Zeit, und zu dem Ende von der Behauptung ausgehen, ihr erster Ursprung sei auf die Pietät der Völker in ihrer Kindheit zurückzuführen.

Der Protestant Guizot, einer der größten Politiker unsers Jahrhunderts und — wie nur Einer — bewandert in der Philosophie der Geschichte, fand die Wurzel, aus der diese Souveränität hervorwuchs, viel tiefer und verzweigter.

„Die Vereinigung — schreibt er — der geistlichen Gewalt mit der weltlichen im Papstthume, hat nichts zu thun mit der systematischen Entwicklung eines abstracten Princips oder mit einer ehrgeizigen Tendenz. Theorieen und Ehrgeiz mögen hie und da mit im Spiele gewesen sein; allein das, was trotz aller Hindernisse wirklich und eigentlich die zeitliche Macht der Päpste hervorgerufen und unterhalten hat, ist die Nothwendigkeit, eine innere, stets andauernde Nothwendigkeit. . . . . Diese irdischen Besitzthümer und die weltliche Souveränität fielen dem Papstthume zu als eine nothwendige Stütze seiner großartigen geistigen Stellung. . . . Die Schenkungen Pipins und Karls waren nur feste Punkte in dieser Entwicklung, welche geistlich und weltlich zu gleicher Zeit, sehr früh

[1] Bonomelli S. 7.

anfing, und vom gesunden Sinne und dem Wohlwollen der Könige unterstützt wurde. . . . Als weltlicher Herrscher flößte der Papst keine Furcht ein. Aber in seiner weltlichen Souveränität besaß er die wirksame Garantie für seine Freiheit und seine moralische Macht." [1])

Als Ergänzung dieser philosophischen Analyse bemerken wir: Die Päpste fügten immer den Hinblick auf die besondere Vorsehung Gottes hinzu, der durch ein Zusammentreffen von Ursachen, welche in ihrer Gesammtheit außergewöhnlich sind, der Kirche dieses ihr nothwendige Hülfsmittel verschaffte und unterhielt. Daß dieses Moment einem protestantischen Staatsmanne entging, darf nicht Wunder nehmen, da es ja selbst katholische Schriftsteller übersehen. So wahr ist es, daß, wenn über Geschichte philosophirt wird, der Uebergang von Ursache zur Wirkung und umgekehrt seine große Schwierigkeit hat, selbst wenn es sich um vergangene Ereignisse handelt.

Aber die eigentliche Schwierigkeit beginnt, wenn man aus den gegenwärtigen Ursachen die Zukunft vorhersagen will. Warum? Weil die ganze Geschichte uns lehrt, daß der Lauf der menschlichen Geschicke aus zwei Classen von Ereignissen besteht. Die einen lassen sich in den schon vorhandenen Ursachen einige Zeit vorher mit Bestimmtheit voraussehen; die andern lassen sich am Vorabend oder kurz vorher ganz und gar nicht voraussehen, weil sie in diesen Ursachen verborgen oder von diesen nicht bestimmt werden, da sie von dem freien Willen des Menschen oder Gottes abhangen. Man nehme einen beliebigen Abschnitt aus der Profan- oder Kirchengeschichte — einerlei — und man wird die Wahrheit dieses Princips erkennen, welches übrigens ganz elementär ist und jedem wahren Philosophen die Lust benimmt den Propheten zu spielen.

[1] L'Église et la Société, p. 77, 143 seqq. Paris 1881.

Nehmen wir beispielsweise einmal an, man hätte bei der Gährung der antisocialen und antichristlichen Ideen, die schon im französischen Volke verbreitet waren, im Jahre 89 die Schrecken des Jahres 93 vorhersehen können; aber keines Philosophen Scharfblick hätte genügt, die Erscheinung jenes ungewöhnlichen Mannes, wie Napoleon I. war, vorauszusagen. Und doch war dieß, wenn je einer, „ein bedeutender Punkt“ der Geschichte in Anbetracht der Folgen, die er über ganz Europa brachte. Zu diesen gehörte die Abschaffung der zeitlichen Herrschaft und der Versuch, den Papst zum französischen Unterthanen zu machen.

Dieser vom Glücke begünstigte und schlaue Tyrann unterwarf sich ganz Europa, vertheilte dort seine Creaturen nach den Regeln einer berechnenden Politik, um der neuen von ihm in's Leben gerufenen Ordnung der Dinge dauerhaften Bestand zu geben. Wer hätte im Jahre 1811 voraussehen können, daß dieses Kriegstalent den unbegreiflichen Fehler begehen würde, alle Wehrkraft Europas nach Rußland zu führen, um sie dort von Kälte und Hunger umkommen zu lassen? Als wäre es ihm darum zu thun gewesen, sein gottloses Wort Lügen zu strafen: „die Excommunication würde die Waffen nicht aus den Händen der Soldaten fallen lassen“. Und von diesem Fehler, den kein Mensch zwei Jahre früher vorhersehen konnte, datirte eine ganz neue Reihe von Ereignissen und Umgestaltungen, zu welchen auch die Wiederherstellung des Kirchenstaates gehörte.

Kommen wir auf einen Abschnitt der Geschichte, der uns näher liegt. Hing nicht die Bildung des Königreiches Italien von einer Kette von Ereignissen ab, die kein Philosoph voraussehen konnte? Wo hätte ein Philosoph sie finden können? Etwa in dem unwiderstehlichen Drange des italienischen Volkes zur Einheit und Unabhängigkeit? Aber Jedermann weiß: Dieser Drang war vor dem Jahre 1848 nicht einmal dem Namen nach bekannt, es sei denn einem Häuflein Verschworner. Doch auch angenommen, im Wider-

spruche mit der Wahrheit, er hätte wirklich existirt, reichte das aus, vorauszusagen, daß er triumphirend zum Ziele gelangen würde? Ganz gewiß nicht; denn denselben hochgradigen Drang haben auch die Polen, die unter der auswärtigen Macht Rußlands, Oesterreichs und Preußens stehen, denselben auch die Irländer, die England unterworfen, und doch sehen sich die einen wie die andern an der Neige des 19. Jahrhunderts noch ihrer Nationalität beraubt.

Wenn ferner diese, wie wir annehmen, durch Italien verbreitete Tendenz ihren Zweck erreichen sollte, so gab es, wie Jeder weiß, verschiedene Wege, um zum Ziele zu kommen. Es kam thatsächlich das freimaurerische Königreich Italien zu Stande. Wie viele günstige Umstände mußten da zusammenwirken, die alle nicht vorausgesehen werden konnten. Nachdem der erste Versuch im Jahre 1848 unterdrückt worden war, konnte die Revolution auf Napoleon III. als einen Bundesgenossen rechnen. Aber in seinem Namen hätte Niemand die Siege von Magenta und von Solferino voraussehen können, ohne welche sich die piemontesische Regierung niemals des Königreiches Neapel und eines großen Theiles des Kirchenstaates bemächtiget hätte. Und so fahre man fort, historische Forschungen anzustellen. Immer wird die Geschichte die schmeichelhafte Einbildung Lügen strafen, man könne anders als unter ganz bestimmten Umständen durch Schlüsse aus den gegenwärtigen Ursachen die Zukunft vorhersagen.

Wer durchaus glaubt, es zu können, stelle nur einen Versuch an, um sich vom Gegentheile zu überzeugen. Er reiße aus einem Geschichtswerke, das er nicht kennt, nur ein einziges Blatt heraus, philosophire so viel er will über die vorhergehenden Blätter, um den Inhalt des herausgerissenen zu errathen; dann vergleiche er seine Schlüsse mit der wahren Erzählung, und er wird sehen, ob sie stimmen. Keiner, so viel man weiß, verfügte je über eine so große Geisteskraft; denn in der Geschichte der Menschen verbinden sich beständig unberechenbare Thatsachen mit solchen, die vorausgesehen

werden können. Zuweilen leisten sie denselben Vorschub, wie die Thronbesteigung Napoleon's III. dem Triumphe der Revolution in Italien, zuweilen hemmen sie deren Lauf, wie es hundertmal in den Triumphen des Papstthumes vorgekommen und wie es sehr wohl von einem Jahre zum andern in unserer Zeit wieder geschehen kann.

Unter den vielen Fällen, in welchen die Päpste über die Feinde der Kirche triumphirten, die gekommen waren, sie in ihrem Rom zu belagern, ist kaum einer zu verzeichnen, in welchem der Sieg und die Befreiung des Statthalters Jesu Christi nicht mit den menschlichen Berechnungen in Widerspruch zu stehen schien und wirklich stand. Das will sagen: Wenn man über die Umstände, über die jeweilige Lage der Gesellschaft, über die Feindseligkeit oder Gleichgültigkeit derer, welche die Macht in Händen haben, über die geringe Zahl und Schwäche der Freunde des Papstes, auch über die Stimmung des Volkes, wenn man — sage ich — über alles dieses philosophiren wollte, wie es heutzutage jene thun, welche das Vertrauen der Katholiken nicht genug tadeln können, so müßte man nothwendig daraus schließen, wie sie es eben jetzt thun, daß die Sache des Papstes endgültig verloren sei.

Und doch, so oft man also philosophirte, so oft irrte man sich; nicht weil diese Ursachen nicht vorhanden, sei es einige, sei es alle zusammen, sondern weil jedesmal in die Geschichte andere Ursachen eintraten, um den von der wunderbaren Vorsehung Gottes gelenkten Ereignissen eine andere Wendung zu geben. Auch ohne Wunder verwandelt er, die Interessen ändernd, die Feinde in Freunde, zwingt die Feinde, seine Rathschläge zu erfüllen und lenket aller Menschen Herzen und Geschicke.

Auf jene Weise philosophirte gewiß der Longobarde Aistulf, als er eben in den ersten Anfängen der weltlichen Macht des Papstes, er der Herr von Italien und unwandelbar in seinem Entschlusse, die Hauptstadt nach Rom zu verlegen, es belagerte und schon in der Hand hielt. Wer dachte da an Pipin und seine Franken? Und

doch eilten diese auf den ersten Ruf Stephan's II., als wenn es seine eigenen Truppen wären, zum Entsatze herbei, sprengten das Heer des Longobarden, der ihnen entgegen gezogen, auseinander, belagerten ihn selbst in Pavia und nöthigten ihn in wenigen Tagen zur Uebergabe. Der zweite gefährliche Versuch, den Aistulf machte, hatte gegen alle menschliche Voraussicht denselben Ausgang und wurde nur noch durch ein Ereigniß gekrönt, das noch viel weniger vorausgesehen war, dadurch nämlich, daß die Souveränität des Papstes in feierlichster und förmlicher Weise anerkannt wurde.

Später führt der hl. Leo IX. selbst ein Heer in's Feld, um die südlichen Völkerschaften, die von Alters her Unterthanen des h. Petrus waren, gegen die Gewaltthätigkeiten der Normannen zu schützen. Sein Heer wird aufgerieben und der Papst bleibt in den Händen der sacrilegischen Räuber, welche bei seinem bloßen Anblicke anderen Sinnes werden und sich freiwillig dem Gefangenen als Vasallen anbieten. Leo IX. selbst hätte wahrscheinlich in solchen Ursachen eine solche Wirkung nicht zu entdecken vermocht.

Als unter der unglücklichen Regierung Heinrich's IV. der Krieg gegen den Papst ebenso heftig von Bischöfen und von einem Gegenpapste als vom Kaiser selbst geführt wurde, und der Feind bereits in die Stadt eingedrungen war, sah sich Alexander II. nicht bloß in seiner weltlichen Herrschaft, sondern auch in seiner päpstlichen Würde bedroht. Aber siehe da, als eben die Wogen des Umsturzes am höchsten gingen, nöthigten die deutschen Fürsten Heinrich, seinen Günstling Adalbert fallen zu lassen. Damit brach die Hauptstütze des Cadolao. Er entfloh für immer aus Rom, und Alexander II wurde als rechtmäßiger Papst anerkannt. Nicht bloß das: Er gewann auch gleichzeitig den friedlichen Besitz seiner Herrschaft wieder.

Aber wir müßten die ganze Geschichte der feindlichen Occupation Roms und der Triumphe der Päpste, mit welchen sie stets endigten, beschreiben, wenn wir all die Fälle aufzählen wollten, in welchen dieser Ausgang von ihren Feinden entweder als unmög-

lich oder als höchst unwahrscheinlich angesehen werden mußte. Wir beschränken uns darauf zu bemerken: Im Laufe von dreizehnhundert Jahren haben wir mehr als 150 solcher Beispiele, und es gibt keine Art von Umständen, die uns da nicht begegnete: ebenso oft haben die Ursachen die entgegengesetzten Wirkungen hervorgebracht von denen, welche man hätte erwarten sollen, und ebenso oft fand die Vorsehung neue Ersatzmittel, um zum Ziele zu gelangen.

Darum ist es Thorheit, die Katholiken zu fragen, welchen Weg der Herr einschlagen werde, um dem Papste seine Unabhängigkeit wieder zu geben. Wir erklären offen: Sie wissen es nicht; denn sie sind keine Propheten. Dieselbe Antwort hätten sie in allen andern Fällen geben müssen. Denn wenn es uns nicht gelingt, bei geringer Entfernung über Ereignisse zu urtheilen, die sich nach dem gewöhnlichen Laufe der natürlichen Ursache entwickeln, wie wird es dann gelingen, über solche zu urtheilen, die einer ganz speziellen Vorsehung unterstehen?

Man hat in der That Fälle aller Art gesehen. Auf dem Congresse von Wien sah man die beiden Verfolger des Katholicismus: das protestantische England und das schismatische Rußland, mehr als die andern Mächte, für die Aufrechthaltung der weltlichen Macht eintreten, sowie man auf dem Congresse zu Berlin Bismarck zuerst gegen die Anerkennung des Königreiches Italien auftreten sah. Derselbe beendigte den Kulturkampf, als es Gott gefiel; und als ihm Jemand das sarkastische Wort in's Gesicht schleuderte: Also man geht nach Canossa? erwiderte der Mann von Eisen artig: Freilich, es ist ein kleines Canossa. Die Menschen lassen sich in der Hand des Allmächtigen verändern, er selbst ändert sich nicht. Das ist gewiß. Bezüglich der weltlichen Herrschaft des Papstes hat er sich in dreizehnhundert Jahren nicht geändert.

Und eben dieß ist einer der höchst seltenen Fälle, in welchem die Philosophie der Geschichte das Recht hätte, wenn sie es je hätte, eine Prophezeiung zu machen.

Das, was uns menschliches Vorhersagen nicht rathsam macht, ist der Umstand, daß wir nicht wissen, ob sich nicht eine neue Ursache einstellt, welche die Wirkung der Ursache stört, die wir im Auge haben. Trifft das zu, dann folgen sich die Wirkungen nicht mehr nach dem Gesetze, das wir uns einbildeten, sondern nach einem andern Gesetze. Umgekehrt, wenn eine immer sich wiederholende Induction uns das Vorhandensein eines Gesetzes zeigte, das bei aller Veränderung der Umstände und beim Zusammentreffen aller möglichen Fälle immer beobachtet wird, dann hätten wir das Recht, wenn nicht mit absoluter Gewißheit, doch mit größter Wahrscheinlichkeit die Wirkkungen voraus zu sagen, die in jenem Gesetze liegen. —

Das trifft nun gerade zu bei der beständigen Wiederherstellung der weltlichen Macht. Die Induction ist eine solche, wie sich schwerlich eine gleiche für irgend ein anderes historisches Gesetz findet. Und alle diese würden geläugnet, wenn wir läugneten, daß die Erhaltung jener Souveränität einem constanten Gesetze unterworfen.

Ebenso ist es unzweifelhaft, daß dieß ein Gesetz einer besonderen göttlichen Vorsehung ist. Zu sagen, die weltliche Herrschaft der Päpste sei nach mehr denn 150 Usurpationen durch bloß menschliche Lebenskraft oder durch zufälliges Zusammentreffen günstiger Umstände immer wieder zum Leben erstanden, ist einfach eine geschichtliche Ungereimtheit. Keine andere Souveränität auf der Welt hat sich mehr als ein paar Mal wieder erhoben. Nach einer constanten Regel, die durch hunderte von Beispielen bestätigt wird, steht eine Souveränität, die einmal gefallen, nicht wieder auf.

Es gibt also ein spezielles Gesetz der Vorsehung, welches die weltliche Souveränität der Päpste schützt.

Aber könnte dieses Gesetz nicht endlich in unserer Zeit abgeschafft sein? Ja wohl! die absolute Möglichkeit ist da. Aber, um dieses anzunehmen, reicht vor Allem nicht aus, daß man sich auf eine scheinbare Unmöglichkeit einer Wiederherstellung beruft. Hun=

dertmal ist diese Wiederherstellung vor sich gegangen, wo sie einer mehr oder minder zweideutigen Philosophie der Geschichte unmöglich schien. Diese Bedingung ist aber schon in das Gesetz mit einbegriffen.

Aber wenn sich die gegenwärtige Unmöglichkeit auf ganz besondere Ursachen gründete, die nicht in den andern Fällen, wo die weltliche Herrschaft des Papstes fiel, vorhanden waren? Auch das ist kein Grund zu vermuthen, das Gesetz sei abgeschafft. Auch früher kamen immer neue Umstände zum Vorschein, und oft konnte man sagen, die Kirche hätte sich nie in einer ähnlichen Lage befunden. Das Gesetz, wenn man es so formuliren will, ist dieses: „Die Souveränität der Päpste erhebt sich immer wieder unter den verschiedensten Umständen."

Ein einziger Grund könnte mit Fug zweifeln lassen, ob nicht jene besondere Ordnung der Vorsehung aufgehört, nämlich wenn die territoriale Souveränität den Päpsten nicht mehr dienlich wäre. Aber siehe da: Die Kirche schärft uns das gerade Gegentheil davon ein, auf das bestimmteste erklärend, sie sei ihr auch unter den gegenwärtigen Umständen nothwendig für die gehörige Ausübung ihrer Funktionen.

Aus all diesem geht hervor, mit wie wenig Grund sich Einige auf andere Schäden und Beraubungen der Kirche berufen, in welche sie sich schließlich fügte,[1] z. B. auf die Unterdrückung der kirchlichen Fürstenthümer in Deutschland, auf andere Privilegien und Besitzthümer, die ihr nacheinander entrissen sind, ohne daß sie dieselben wieder erlangt hätte. Solche Besitzthümer und Privilegien konnten ihr, wie Jeder sieht, ehrenvoll und nützlich sein, waren ihr aber keineswegs so unumgänglich nothwendig, wie die politische Unabhängigkeit des Oberhauptes der allgemeinen Kirche. Darum weist auch die Geschichte in deren Wechselfällen keineswegs jene

[1] Bonomelli C. I.

wunderbare Ordnung der Vorsehung auf, die in der Erhaltung der päpstlichen Souveränität so auffallend ist. Befand sich etwa der Erzbischof von Trier in Bezug auf die katholische Welt in derselben Lage, und hatte er somit zu derselben die gleichen Beziehungen wie der Papst? Wer den wesentlichen Unterschied zwischen dem einen und dem andern Falle nicht einsieht, ist eben nicht im Einklange mit der Philosophie.

Noch unphilosophischer wäre es zu sagen, die zeitliche Herrschaft sei zum Falle bestimmt, weil dieß das allgemeine Gesetz der menschlichen Institutionen ist.

Für's erste ist es höchst ungenau, jene Institution einfach eine menschliche zu nennen, bei deren Einführung und Erhaltung in so auffälliger Weise eine besondere göttliche Vorsehung gewaltet, namentlich wenn man weiß, welch' innige Beziehung diese Einrichtung zum guten Regimente der Kirche hat. Aber wenn man sie auch so nennen wollte, von welcher Philosophie zeugt es, wenn man auf sie die Gesetze anderer menschlichen Institutionen anwendete, während uns doch die Geschichte positiv beweist, daß für sie ein anderes, ganz verschiedenes Gesetz besteht?

Hieraus ziehen wir den Schluß, daß, wenn ein Katholik philosophische Reflexionen über die Vergangenheit anstellte und demnach voraussagte, die weltliche Herrschaft der Päpste würde sich unzweifelhaft von ihrem Falle wieder erheben, man ihm nicht ganz Unrecht geben könnte. Der Papst und mit ihm das katholische Volk gehen indessen nicht einmal so weit. Sie begnügen sich damit, aus der Vergangenheit Gründe für ihr Vertrauen zu schöpfen. Und in Wahrheit, wenn sie es nicht thäten, so verdienten sie den Vorwurf, nicht bloß die glänzendsten Werke der Vorsehung, sondern auch die allgemeinen Grundsätze der Philosophie der Geschichte ganz und gar nicht zu kennen.



VIII.

Die weltliche Souveränität der Päpste und die politische Einheit Italiens.

Die bedeutendste, wenn nicht die einzige Schwierigkeit, womit man die Wiederherstellung einer päpstlichen Herrschaft verhaßt zu machen sucht, besteht darin, daß man diese als unvereinbar mit der politischen Einheit Italiens darstellt, und daher diejenigen Katholiken, die sie zurückwünschen, als Feinde des Vaterlandes ächtet. Diese Idee hat man in der That so zu verbreiten gewußt, daß man nicht selten sonst gebildeten Männern von der versöhnlichsten Richtung begegnen kann, die es bedauern, daß man heutzutage nicht gleichzeitig Katholik und guter Italiener sein könne. Männern mit so guter Disposition kann man leicht darthun, wie falsch und ungerecht dieses Urtheil sei.

Vor Allem verwechsle man nicht die Fragen, um die es sich handelt. Gewiß gibt es Katholiken, und nicht wenige, die politische Gegner der herrschenden Partei sind. Es kann auch solche geben, die Gegner der ganzen gegenwärtigen Ordnung der Dinge sind; ja selbst im liberalen Lager gibt es eine große, täglich wachsende Partei, welche sich zu ihrem Umsturze verschworen und energisch daran arbeitet.

Die Monarchisten, welche die Katholiken als Feinde des Vaterlandes anklagen, mögen doch bedenken, daß die Republikaner ihnen

dieselbe Anklage in's Gesicht schleudern und ihnen die Beweise nicht schuldig bleiben. Es reicht nicht aus, sich zu den Vertretern der Einheit Italiens zu schlagen, um sich als Freund des Vaterlandes ausspielen zu können, während dessen Güter verschleudert, dessen Geschicke der Willkür einer Partei anheimgegeben sind, und ihm nach drei Seiten hin ein unsäglich trauriger Vorrang verschafft wird, nämlich in den Schulden, in den Verbrechen und in der literarischen Verwilderung. Diese Anklagen werden von den Republikanern, von den Katholiken, ja selbst von Monarchisten gegen die gegenwärtige Regierung mit dem unwiderstehlichen Beweise der Zahlen erhoben. Die Katholiken fügen dann noch die systematische Verfolgung hinzu, die gegen die Religion in Scene gesetzt wird, welche sie auch politisch als das kostbarste Gut einer bürgerlichen Gesellschaft ansehen. — Wenn Andere glauben, über diesen ganzen moralischen und materiellen Ruin Italiens hinweggehen zu können, im Wahne, in der großen Wohlthat der Einheit Ersatz für Alles zu finden, so kann es sehr wohl Andere in Italien geben, Liberale oder Katholiken, die für eine neue Ordnung schwärmen, welche zugleich die Einheit garantirt und der Mißregierung mit ihren trostlosen Folgen ein Ende macht. Sonst dient die politische Einheit keinem andern Zwecke, als dem, welchen Caligula vor Augen hatte, da er wünschte, das ganze Menschengeschlecht möchte nur einen Kopf haben, um ihn leichter abschlagen zu können. Die unläugbaren Thatsachen solcher tiefgehenden Schäden vorausgesetzt, ist es vielmehr an deren Urhebern und Allen, die ihnen durch Connivenz und Gunst Vorschub leisten, zuzusehen, wie sie sich von dem Vorwurf rein waschen, die wahren Feinde des Vaterlandes zu sein.

Indessen ist keine Gefahr, daß jene Katholiken, welche die herrschende Partei als eine Geißel für Italien ansehen, mit dem Gedanken an Gewaltthätigkeit und Zerstörung umgehen, wenn sie nur zum Ziele kämen, wie ihnen von ihren Feinden vorgeworfen wird, und auch, was um so unbegreiflicher ist, von solchen,

die zu ihrem Lager gehören wollen.[1]) Auf alle Fälle ist es höchst sonderbar, daß den furchtsamsten und ruhigsten Mitbürgern solche Vorwürfe gemacht werden, von wem? Von einer Partei, die von Bruderblut trieft, das vergossen wurde bei den Erschießungen von Turin, bei der Einnahme Anconas, bei jener von Gaëta, beim Bombardement von Palermo und von den 11,000 (sage und schreibe elftausend) gerichtlichen Erschießungen, die in den südlichen Provinzen vorkamen.

Man lasse also von dem ebenso ungerechten als thörichten Gebahren ab, jene Katholiken als Feinde des Vaterlandes zu verschreien, die politisch und zugleich im Namen ihrer schwergekränkten Religion einen Widerwillen gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge haben. Sie sind Staatsbürger so gut wie jeder Andere, und wünschen ein reiches, industrielles, gebildetes, gesittetes, religiöses Italien, das nach innen stark, nach außen geachtet und unabhängig sei nicht bloß von öffentlichen Dekreten, sondern auch von geheimen Befehlen fremder Regierungen. In dem gegenwärtigen Zustand aber, mit der Partei, welche die Macht hat, sinkt ihr Vaterland alle Tage tiefer in den Abgrund all der Uebel, die jenen Gütern entgegenstehen. Wer ist ein Feind des Vaterlandes? Derjenige, welcher das Unheil erkennt und dessen Abstellung wünscht, oder derjenige, der Alles vertuscht und immer nur das einige Italien im Munde führt?

Was man aber vor Allem in's Auge fassen muß, ist, daß die Frage der weltlichen Herrschaft des Papstes der Einheit Italiens nicht im mindesten im Wege steht, da ja beide im schönsten Einklang hätten stehen können und noch stehen könnten.

Ein moderner Schriftsteller, der die Ursachen angeben will, welche zur Abschaffung der päpstlichen Herrschaft geführt, und welche, wie er meint, der Wiederherstellung ein unüberwindliches

[1] Bonomelli S. 52.

Hinderniß entgegenstellen, führt sie auf zwei zurück. Die erste ist „die allen Völkern namentlich in diesem Jahrhundert gemeinsame Tendenz, sich zu einer einheitlichen Nation auszugestalten;“[1]) die zweite liegt „in der starken Bewegung, welche die modernen Gesellschaften drängt, das religiöse Princip aus ihrer eigenen Sphäre auszuschließen, sich in Laiengesellschaften umzuwandeln und die absoluteste Autonomie gegenüber der Kirche einzuführen“.

Vorausgesetzt, daß die Geschichte vor Allem Geschichte sein, d. h. die Thatsachen darstellen und nicht zu Gunsten irgend einer Theorie erfinden muß, weiß Jeder, in welchem Maße eine natürliche und unwiderstehliche Bewegung des italienischen Volkes zur Constituirung eines einheitlichen Staates dazu mitwirkte, das gegenwärtige Königreich zu bilden, um nicht zu sagen die Beraubung des Papstes zu Stande zu bringen.

Wer alt genug ist, um Zeuge von diesen Ereignissen gewesen sein zu können, erinnert sich, wie, mit Ausnahme der Lombardei und Venedig, die Revolution und die Uebergabe der verschiedenen Provinzen an die piemontesische Regierung, wo sie nicht durch Waffengewalt erfolgte, unter dem verzweifelten Widerstande der Bevölkerung und mit unendlichem Blutvergießen, wie in den südlichen Provinzen so überall sonst durch die Verwegenheit einiger Männer der Secte vollzogen wurde, während das Volk der Sache fern stand und durch den Schrecken ihrer blutigen Rache gebannt war. Ein so geringer, ja nicht ein einziger Theil der Bevölkerung hatte ein volksthümliches Verlangen nach einem einigen Italien unter der Auflösung der kleineren Staaten.

Aber es ist auch speciell eine Unwahrheit, daß die Aufhebung des Kirchenstaates im Jahre 1870 von einer Volksbewegung ausging. Seitens der Bevölkerung Rom's, welche die neuen Ankömmlinge aufnahm, wie man fremde Eindringlinge aufnehmen

[1] Bonomelli S. 85.

würde, bestand kein Verlangen darnach,[1]) ebensowenig seitens der Eroberer; denn Italien konnte sich wohl bereits als eine einzige Nation constituirt ansehen, da es alle seine Provinzen von den Alpen bis Sicilien unter einem einzigen Scepter vereinigt hatte, und die kleine Oase, die dem Papste verblieb, schmälerte doch wahrlich die Integrität Italiens nicht. Also der Beweggrund der größeren Einheit war es nicht, welcher den Untergang der weltlichen Macht gebieterisch forderte.

Schon gleich zu Anfang, als sich im Jahre 1848 die Idee der Einheit zu verbreiten anfing, war es, wie Alle zugaben, der Plan, eine conföderative Einheit herzustellen, und das wäre für die ethnographischen, socialen und ökonomischen Verhältnisse unserer Völker viel natürlicher gewesen und wäre es noch. Die kleineren Staaten machten auch in diesem Sinne einen ersten Schritt durch den Zollverein, aber die Bewegung gerieth in's Stocken, nicht durch Hindernisse seitens der extremsten Parteien, wie Andere geschrieben haben, sondern durch die Manipulationen der monarchischen Partei, welche es nicht verschmerzen konnte, wenn Andere vor ihr Italien das Geschenk der Einheit gebracht. Unter diesem Aushängeschild nämlich rechnete sie darauf, dem Lande ihre eigene Herrschaft und das Reich der antichristlichen Revolution plausibel zu machen.

Die Proben, welche die conföderative Einheit von sich abgelegt hat und noch ablegt bei Nationen, wo die Verschiedenheit der Volks-

[1] Alle erinnern sich, wie im Jahre 1871 eine Adresse treuer Anhänglichkeit veranstaltet und dem hl. Vater überreicht wurde. Sie war unterzeichnet von 27,000 eigentlichen Bürgern Roms, die das Alter von 21 Jahren überschritten hatten. Dieses geschah wenige Monate später, nachdem die Eindringlinge das Resultat ihres berüchtigten Plebiscits in Europa veröffentlicht hatten, in welchem sich nur 46 Stimmen zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes fanden. Später machten selbst die liberalen Blätter sich lustig über das Plebiscit und trieben ihren Spott damit. Freilich hinderte das nicht, daß man das Andenken daran durch ein öffentliches Monument verewigen wollte.

stämme oder andere Verhältnisse eine bedeutende Ungleichartigkeit der Elemente mit sich bringt, lassen nichts zu wünschen übrig. Die Vereinigten Staaten Nordamerika's mit ihren Republiken, Deutschland mit seinen monarchischen Staaten liefern uns zwei Beispiele, wie heterogene Bestandtheile eines Volkes sich im höchsten Grade die Vortheile einer staatlichen Einheit verschaffen können, ohne ihre Individualität zu verlieren, ja dieselbe unter ungleich günstigeren Verhältnissen entwickeln. Die Einheit verleiht den Theilen die Würde und die Kraft des Ganzen, aber, auf dem Wege der Annexion zu Stande gebracht, vermindert sie die Vitalität der Theile. Dabei findet dieselbe selten Ersatz in den Vortheilen, welche der Staat nur kärglich und mehr mit Rücksicht auf das Gemeinwohl der Nation, als auf das besondere der Provinzen bietet. Die conföderative Einheit dagegen steigert beide Vitalitäten durch jene üppigere Kraft und rührigere Thätigkeit und in Folge dessen größere Wohlfahrt, die sich im Leben eines Volkes erreichen läßt. Ein aufgepropfter Zweig bleibt immer ein unbedeutender Zweig; in die Erde gepflanzt, um selbst Wurzeln treiben zu können, wächst er nach Maßgabe seiner Kraft und wird ein Baum.

Italien hätte sich daher recht wohl auch unter dem Fortbestande der kleineren Staaten als ein einiges constituiren können. Und durch eine conföderative Vereinigung der Staaten wäre den Bewohnern derselben und der daraus entstandenen ganzen Nation ein viel größerer Dienst erwiesen worden, als dadurch, daß sie nun von einem einzigen Reich verschlungen sind.

Die mehr erwähnte Broschüre gibt zu, daß, wenn die Vereinigung der Staaten von den damaligen legitimen Regierungen auf föderativem Wege hergestellt worden wäre, dann der Kirchenstaat noch einige Zeit hätte bestehen können. Und warum nicht noch für lange, lange Zeit, wenn die Maßregeln ergriffen worden wären, welche die Zeitumstände erforderten? Wenn es sich nur um die nationalen Tendenzen und um die Antipathie gegen ein allzu erklärtes

kirchliches Regiment gehandelt hätte, sich ein Modus hätte finden lassen, den Verband einiger Provinzen mit dem heiligen Stuhle in etwas zu lockern, so daß sie unter Wahrung der wesentlichen Abhängigkeit eine Selbstverwaltung gehabt hätten, die nach keiner Seite hin etwas zu wünschen übrig gelassen haben würde. So dachte selbst Cavour im Jahre 1857, wo noch die Hoffnungen auf die Einnahme Rom's gering waren.

Die Souveränität des Papstes fordert nur für ein so großes Territorium, als nöthig ist, um ihm die wirkliche und offenkundige Unabhängigkeit in seiner Aktion zu gewährleisten, eine absolute Abhängigkeit von der päpstlichen Central-Regierung. Das Band, welches viele Gemeinwesen des Mittelalters mit dem Kirchenstaate vereinigte, wenn auch unter Wahrung der Souveränität, war gleichwohl so lose, daß es auch nicht dem Aengstlichsten irgend einen Argwohn einflößte.

Es wäre überflüssig, hier noch andere Erwägungen anzustellen. Diese Andeutung möge genügen, um darzuthun, daß die weltliche Herrschaft des Papstes mit jeder Form der Einheit Italiens zu vereinen war, auch mit der monarchischen. Aber gesetzt auch, die Einheit des Staates ginge so verloren, „Wir lassen uns nicht — sagt unser hl. Vater Leo XIII. — auf Erwägungen ein, die „sich auf den inneren Werth der Sache beziehen. Wir stellen uns „nur für einen Augenblick auf den Standpunkt der Gegner selbst „und fragen, ob jene Einheit den Nationen wirklich ein so absolutes „Gut bietet, daß es ohne dasselbe für sie keine Wohlfahrt, keine „Größe gibt, oder ein so unvergleichlich größeres, daß jedes andere „ihm weichen müsse. Für uns antwortet die Thatsache, daß es „blühende, mächtige und ruhmreiche Nationen gibt, welche dennoch „jene Art von Einheit weder hatten, noch jetzt haben, die man hier „will; ebenso antwortet die gesunde Vernunft, welche anerkennt, „daß in einem Conflikte die Gerechtigkeit, die Grundlage des Glückes „und des dauerhaften Bestandes der Staaten, den Ausschlag geben

„müsse, und namentlich dann, wenn sie wie in unserm Falle, unzer„trennlich verbunden ist mit dem höchsten Interesse der Religion und „der ganzen katholischen Kirche. Dieses in's Auge gefaßt, unterliegt „es keinem Zweifel, daß, wenn es seitens der göttlichen Vorsehung „ein Zug besonderer Vorliebe für Italien war, in seinem Schooße „die große Institution des Pontificates zu begründen, durch welchen „sich jede Nation höchst geehrt fühlen würde, es dann auch nur ein „Act der Gerechtigkeit und der Pflicht für alle Italiener ist, sich durch „keine Schwierigkeit davon abhalten zu lassen, demselben eine Exi„stenz zu verschaffen, die ihm gebührt. Umsomehr, da, ohne in „der That andere nützliche und zeitgemäße Einrichtungen auszu„schließen, ohne von andern kostbaren Gütern zu sprechen, Italien „im Frieden mit dem Papstthume die religiöse Einheit gewaltig „gekräftigt sehen würde, die doch das Fundament jeder andern „Einheit und Quelle unermeßlicher, auch sozialer Vortheile ist." [1])

Jene Politiker flößen wirklich Mitleid ein, welche für eine durch so viele Interessen geforderte Lösung überall unlösliche Schwierigkeiten finden, während unendlich größere überwunden wurden, um den jetzigen so unnatürlichen Zustand der Dinge herbeizuführen. Es ist wahr, um dahin zu kommen, hat man Ströme italienischen Blutes vergossen, bebte man nicht zurück vor Gewaltthätigkeiten, Bestechungen, Verbrechen und vor b a l o s s a t e [2]), um die Worte des König-Ehrenmannes zu gebrauchen. Die guten Italiener aber mögen sich beruhigen, denn um dem Papste die ihm nothwendige und für Italien aus hundert Gründen heilsame Souveränität wiederzugeben, würde nichts Anderes erfordert, als der gute Wille, und mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit jenes weise Entgegenkommen, das jeder gewöhnlichen Diplomatie bekannt ist, und wahrlich der Diplomatie Leo's XIII. nicht unbekannt sein würde.

[1] Brief S. H. Leo's XIII. an Card. Rampolla vom 15. Juni 1887.

[2] Etwa so viel wie Schurkereien. (Der Uebersetzer.)

Warum also kommt man nicht zu einer Restauration? Etwa um die Einheit Italiens nicht zu schädigen? Das können nur Blinde glauben. Man kommt nicht dazu aus dem zweiten der oben genannten Beweggründe, d. h. aus Haß gegen die Kirche Jesu Christi. Gleichwohl findet sich dieser Haß nicht im Volke, Gott sei es gedankt! sondern in der Secte, welche die Macht in Händen hat, und die Politik ihren antichristlichen Plänen, die von weither vorbereitet sind, dienen läßt.

Die unglaubliche Verblendung gewisser Verläumder stellt sich nicht unglücklicher heraus, als wenn sie auf das Non possumus Pius' IX. und auf seinen unbeugsamen Widerstand zu sprechen kommen. Diese soll schuld daran sein, daß sich nicht wenigstens ein Rest von päpstlicher Souveränität erhalten hat.[1])

Menschen, die über Geschichte philosophiren wollen, wissen nicht, daß die gänzliche Zerstörung des Kirchenstaates in den Plänen der Revolution eine so notorisch abgemachte Thatsache war, daß Florenz, so lange es Sitz der Regierung war, nur den Namen der ersten Etappe und der provisorischen Hauptstadt des Königreiches hatte.[2]) Wenn demnach ein Liberaler Jemandem sagte, die herausfordernde Stellung des Papstes hätte wie immer Einfluß auf die Einnahme Roms gehabt, was müßte man daraus schließen? Nichts Anderes, als daß er seinen Scherz mit der Leichtgläubigkeit seines Zuhörers triebe.

Wenn es einen Punkt gibt, den die Geschichte festgestellt, so ist es der, daß die Männer der herrschenden Partei den Papst beraubten und diese Beraubung für ihre besonderen Zwecke, die nichts mit dem politischen Interesse des Landes zu thun haben, aufrecht erhalten wollen. Eine andere ebenso ausgemachte Sache ist, daß die Feindseligkeiten des officiellen Italiens gegen die Kirche

[1] Bonomelli S. 30. Anmerkg.

[2] Ebendaselbst.

nicht ihren Ausgangspunkt von der Frage nehmen, die es betreffs der weltlichen Herrschaft mit dem Papste hat.

Es scheint unglaublich und doch ist es wahr: Viele gute Italiener konnten bis zur Stunde kein Verständniß der Zeit und der Thatsachen gewinnen, in welchen sie leben. Sie würden staunen, wenn man ihnen sagte, die herrschende Partei sei weniger eine politische Partei, als eine religiöse Secte, oder um genauer zu sprechen, eine antireligiöse und antichristliche Secte.

Es genügt ihnen nicht zu sehen, wie die Tagesblätter der Partei nicht aufhören, das Christenthum zu bekämpfen und verächtlich zu machen, zu sehen wie dasselbe in den Schulen durch entsprechende Auswahl der Bücher und Lehrer geschieht, wie dasselbe in der Gesetzgebung und in den Verordnungen, welche von der Autorität abhangen, geschehen ist.

Um die Augen der thatsächlichen Lage der Dinge nicht zu öffnen, sind sie geneigt, diesen Grimm einer Repressalie gegen die Proteste des Papstes zuzuschreiben, der sich bei seiner Beraubung nicht beruhigt. Um sie zu enttäuschen, genügt es nicht zu wissen, daß dieser Verfolgungsplan in Piemont schon im Jahre 1848 zur Ausführung kam, noch ehe man von der Römischen Frage sprach, mit noch offenkundigeren und grausamen Gewaltthätigkeiten, mit Prozessen und Einkerkerungen von Priestern, Bischöfen und Cardinälen. Ihnen genügt es nicht zu sehen, daß die nämliche Secte, wo immer sie Einfluß hat, auch ohne durch die Frage von der weltlichen Macht gereizt zu sein, denselben Plan, das Christenthum zu verfolgen, so weit treibt als sie nur kann. Hier läßt sie die Cruzifixe aus den Schulen entfernen und schickt die Schmutzkarren, um sie zu sammeln, wie es in Frankreich geschah; dort verjagt sie die Priester und nimmt den Katholiken ihre Kirchen weg, wie in der Schweiz, oder verhängt die Kerkerstrafe über den Priester, der einem Sterbenden die sakramentale Lossprechung ertheilt, wie es, um nur diesen einen Fall namhaft zu machen, wäh-

rend des Kulturkampfes in Deutschland geschah. Alles das genügt nicht, um so viele gutmüthige Italiener über den Geist, der die herrschende Partei beseelt und der Regierung die Wege weist, aufzuklären.

Was erwartet man denn noch? Auch nicht die ausdrücklichen Erklärungen genügen, die man in den officiellen Acten der Kammer lesen kann. Um sie alle anzuführen, reichte kaum ein Buch hin. Desanctis erklärte, bevor er noch Minister war: „Die liberale Partei tauchte zuerst in Europa auf, um die Freiheit der Kirche zu bekämpfen.“ (Atti Uff. 1867. pag. 1237). Andreotti schrie in's Parlament hinein: „Wir haben eine Revolution vonnöthen, die im Namen aller Culte gegen den katholischen Cultus angezettelt wird“. (Ebend. pag. 1186). Und Crispi rief schon im Jahre 1865 aus: „Man muß den Katholizismus zu Boden werfen.“ (Ebend. pag. 5490). Und Piccolomini: „Der Katholizismus ist die Verneinung der Humanität.“ Und der Minister Cairoli: „Der Katechismus ist ein unmoralisches Buch, das aus den Familien verbannt werden muß.“ Endlich das Blatt, das den Namen „Diritto“[1]) führt, sagte bereits offen am 7. August 1863: „Wenn die „Civiltà Cattolica“ sagt, das letzte Ende der italienischen Revolution sei die Zerstörung der Kirche, so hat sie Recht.“ „Écrasez l'infame“, rief der Archimandrit der französischen Revolution aus. Und der Dichter der italienischen Revolution[2]) antwortet mit dem Hymnus auf den Satan! Das ist die thatsächliche Lage der Dinge.

Wenn es dem einen oder andern Leser, der wohl ein Freund der gegenwärtigen Ordnung, aber eines solchen gottlosen und wahnwitzigen Hasses nicht fähig ist, schwer wurde zu glauben, daß die Männer des einigen Italiens die Wiederherstellung einer päpstlichen Souveränität aus einem andern Beweggrunde anfeindeten

[1] Ein Blatt der Loge. [2] Carducci.

als aus Interesse für's Vaterland, jetzt weiß er, daß sie einen anderen Beweggrund haben, und weiß auch was für einen.

Er weiß somit auch, was er von jenen Tadlern zu denken hat, die den Papst verantwortlich machen für die Verfolgung, welche die Religion in Italien erleidet, als wenn der Grimm der Verfolger eine durch seine Proteste wegen der weltlichen Herrschaft hervorgerufene Gereiztheit wäre und nicht der charakteristische Zug der Secte. Es ist gerade so, als wenn man das Lamm anklagen wollte, weil es mit seinen Klagen den Wolf reizt, der es verschlingt.

Die unglückseligen Männer, die seit 30 Jahren Italien beherrschen, gehen in den Plänen ihrer Secte unabhängig von den Klagen des Papstes voran, die sich beständig auf nur zuviele andere Beschwerden beziehen, außer jener der Beraubung. Oder muthet man dem Statthalter Jesu Christi zu, daß er, um die Gottlosen nicht zu reizen, sein Amt als Wächter der Kirche, das ihm Gott übertragen, niederlege, und ohne ein Wort dagegen zu sagen, die Verwüstung des Glaubens und die Verwilderung der Sitten ertrage?

Die vorhergehenden Zeilen waren schon geschrieben als, um ihren Inhalt in lichtvollster Weise zu bestätigen, die scandalöse Errichtung des Bruno-Denkmals stattfand, die am 9. Juni zu Rom vor sich ging.

Wir sehen ab von der Unanständigkeit, die in der Apotheose des schmutzigen Autors des „Candelaio" liegt, eines Autors, der vielmehr der Apostel der Unsittlichkeit als der Martyrer des freien Gedankens ist, wie er gepriesen wurde. Wenn diese Saturnalien wegen ihrer Unschicklichkeit jeden anständigen Menschen anekeln mußten, so hatte jeder Christ, auch ein nicht katholischer, noch be-

sonderen Grund, darüber unwillig zu sein, wenn er sah, wie unter den freimaurerischen Fahnen auch eine solche mit dem Bilde des Satans in der Luft flatterte, und wenn er hörte, wie so ein Bürgermeister von Nola mit lauter Stimme erklärte: „Mit diesem Denkmale hat die Menschheit der Religion den Rücken gekehrt und ihre Huldigung der Wissenschaft dargebracht".

Die große Gesellschaft des ganzen Erdkreises ihrerseits mußte sehen, wie ihre ausgelassenen Feinde sich versammelt, um in Rom selbst ihr erhabenes Oberhaupt zu insultiren, und ihm in's Angesicht Loblieder auf den Fall der katholischen Religion, ja jeder Religion anzustimmen.

Der Deputirte Bovio sprach im Eingange seiner Rede am Fuße des Monumentes die Worte aus: „Schmerzlicher für das Papstthum ist der 9. Juni, als der 20. September . . . Damals betrat Italien Rom, das Ziel seines Laufes, heute inaugurirt Rom die Religion des Gedankens, das Princip einer neuen Aera."

Auch diese Ceremonie, die nach der Erklärung ihrer Urheber eine größere Mißhandlung des Papstthumes war, als selbst die Einnahme Roms, ward von der herrschenden Partei vollzogen fast unter den Augen des Papstes.

Die Regierung gab sich vor der Welt den Schein, als nehme sie keinen Theil an dem Scandal, während Rom und der Papst sehen mußten, daß 118 Deputirte und 17 Senatoren auf reservirten Tribünen dem ekelhaften Unfug beiwohnten. Und haben wir vielleicht vergessen, daß die letzten Municipalwahlen, bei denen die Tausende von Angestellten der Regierung den Ausschlag gaben, unter der Parole: das Monument des Jordano Bruno, vollzogen wurden?

Können die Katholiken der Welt zu einer solchen Herausforderung schweigen? Die Bevölkerung Roms verstand sich wahrlich nicht dazu. Zu Tausenden entflohen die Bürger in die Umge-

gend von Rom, um nicht Zeuge von dem Scandal sein zu müssen; zu Tausenden zählen die Proteste und ehrerbietigen Beileidsschreiben, die von allen Seiten an den mit Schmach überhäuften Papst gerichtet wurden.

Allerdings flohen in jenen Tagen auch ebenso viele liberale Monarchisten aus Rom, denn diese Demonstration war nicht weniger republikanisch der That nach, als antipäpstlich dem Schaugepränge nach. Die Secte, Feindin des Papstthums, ist auch Feindin der Monarchie. Die Fluth steigt, und doch öffnen diese Girondisten die Augen nicht, um das Heil Italiens in einem billigen Ausgleiche zu suchen, welchen das Oberhaupt der Kirche so sehnlichst verlangt.





IX.

Die Wiederherstellung der päpstlichen Souveränität und der Wille des italienischen Volkes.

Bei der früher besprochenen Geistesverfassung der Männer, die Italien regieren, kann man gewiß nicht annehmen, daß es, abgesehen von jenen providentiellen Umständen, zwischen dem officiellen Italien und der Kirche je zu einem Ausgleiche kommt, wenigstens so lange, als jene an der Spitze stehen. Wohl aber ist es möglich, ja sogar bei dem gesunden Sinne der Italiener sehr wahrscheinlich, daß die Wahrheit sich allmählich in den Geistern Bahn bricht, und daß man anfängt, darüber nachzudenken, was für traurige Früchte die 30 bis 40 Jahre der freimaurerischen Regierung für Italien gezeitigt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in Folge dessen alle ehrenhaften Männer, die von wahrer Liebe zum Vaterlande erfüllt sind, aufhören, dieselbe mit ihrer Gunst zu unterstützen, und sie, wenn auch nicht stürzen, doch nöthigen, wenigstens ihrem unsinnigen Kriege gegen die Kirche Einhalt zu thun.

Um diese Umwandlung in der Denkungsart so Vieler hervorzurufen, bedarf es auch keines Wunders: sie scheint vielmehr eine bereits reife Frucht zu sein.

Keine Regierung ist je — wir sehen dabei ab von jenen, die aus derselben Wurzel der französischen Revolution hervorgegangen —

keine Regierung — sagen wir — ist je, vor den Richterstuhl des gesunden Sinnes der Bürger gestellt, mit größerer Augenscheinlichkeit und unter schwereren Umständen überführt worden, daß sie das Land mit Worten abgespeist und dabei die vitalsten Interessen desselben preisgegeben habe.

Die entsetzliche Verschleuderung der öffentlichen Gelder bis zum Ruin der Finanzen, welche auch die Gedankenlosesten näher und empfindlicher berührt, muß wenigstens zu einer gerechten Strenge gegen die Partei disponiren, welche allein ihre Urheber vom ersten bis zum letzten damit bereicherte.

Schon allein die Unfähigkeit auf diesem Gebiete wäre für sich allein ein erschrecklicher Grund der Anklage, die noch erschwert wird durch den unausbleiblichen Verdacht einer ständigen Vergeudung. Die ungeheuerliche Ziffer von 13 Milliarden Schulden, außer so vielen Summen, die, man weiß nicht recht, wofür verausgabt, nicht wenige Beispiele von Mißverwaltung, die man nicht geheim halten konnte, selbst das neue Wort „Affarismo", [1]) das gebildet wurde, um eine neue Verwaltungsunmoralität auszudrücken, alles dieses muß schließlich auch die Unbefangensten mit Verdacht erfüllen.

Von da werden die ehrenhaften Italiener zur Erwägung übergehen, wie tief bei uns unter der Regierung jener Männer die Verwaltung der Gerechtigkeit, der öffentliche Unterricht, die Erziehung der Jugend und die öffentliche Moral gesunken. Dann endlich werden sich die Augen öffnen und sehen, welch unehrenhafter Krieg gegen die katholische Religion heraufbeschworen wurde, welche doch die Religion nicht eines Theiles, sondern des ganzen italienischen Volkes ist.

Man wird fragen, welchen Ersatz die Partei Italien bei so großer Zerrüttung biete? Es wird sich kein anderer finden, außer

[1] Das Wort „Affarismo" bedeutet so viel als der Brauch, die hohen Aemter in der Regierung zu Geschäften und Geschäftchen zu benützen. (Der Uebersetzer.)

jenem, als eine Kriegsmacht zu figuriren, welche aber in ihrem Fundamente, nämlich in den Finanzen, unterminirt ist, und jenem andern der Allianzen, auf deren Grunde immer die Sorge wegen einer noch nicht unbestrittenen Existenz durchscheint.

Es wird Wenige geben, welchen diese Vortheile hinreichend erscheinen werden, um ihren Urhebern so viele andere Ruinen auf dem ökonomischen, moralischen, socialen und religösen Gebiete durch die Finger zu sehen. Und wenn diese Meinung bei den denkenden Männern Eingang gefunden, ist der Zeitpunkt einer Ordnung der Dinge nicht mehr ferne, die ebensowohl den übrigen Interessen, als dem religiösen Frieden förderlicher sein wird.

Kann man unterdessen sagen, daß die Nation, auch in der Gegenwart, einer Wiederherstellung der politischen Unabhängigkeit des Papstes abgeneigt sei? Man sei aufrichtig! Die Idee, welche man heutzutage in Wahrheit populär nennen kann, ist die von der Einheit Italiens. Dabei bleibt nach dem Urtheile Aller, welche die Dinge aus ihrem Grunde kennen, bestehen, daß, wenn man der Bevölkerung auch jetzt noch die Wahl ließe zwischen föderativer und staatlicher Einheit, die Hälfte des Landes wenigstens, ohne zwischen Liberalen und Nicht-Liberalen zu unterscheiden, für die erstere votiren würde.

Was die Wiederherstellung der nothwendigen päpstlichen Souveränität betrifft, so fürchtet allerdings die geringe Anzahl fanatischer Feinde des Katholizismus dieselbe wie den leibhaften Gottseibeiuns. Man kann auch in künstlicher Weise öffentliche Meinung dagegen machen, indem man ausführt, die päpstliche Souveränität wiederherstellen, hieße so viel als die Einheit Italiens aufheben. Ist aber dieses Mißverständniß gehoben, wie es nicht schwer ist zu heben, so kann man mit Sicherheit behaupten, die große Majorität auch von liberaler Seite würde nicht gar sehr unwillig, ja sogar zufrieden sein, wenn endlich einmal einer Frage ein Ende gemacht würde, die selbst politisch der größte Schaden für Italien ist.

Wie populär in Italien die Idee einer Aussöhnung ist — versteht sich immer unter Voraussetzung der Wiederkehr der päpstlichen Souveränität —, konnte man aus der schon erwähnten Petition von 1887—1888 schließen. Die Sammler der Unterschriften rechneten darauf, dieselbe wenigstens mit 2 Millionen Unterschriften zu bedecken, nur von solchen, die entweder active Wähler waren, oder doch die Bedingungen hatten, es zu sein. Und doch mußten sich alle davon ausschließen, welche mehr oder weniger zur liberalen Partei hinneigten, weil die Petition von klerikaler Seite ausging; ebenso sehr Viele von den Wohlgesinnten, die wegen ihres Amtes von der Regierung oder von liberalen Vorgesetzten abhängig sind. Für alle diese war es ein Risiko zu unterzeichnen, und diejenigen, welche hierauf nicht achteten, haben es erfahren.

Die Bedeutung dieser Demonstration wollten die gewohnten Tadler auf nichts herabsetzen, indem sie zu verstehen gaben, der Charakter der Unterzeichner hätte dieselbe noch werthloser und verächtlicher gemacht als die geringe Zahl derselben.[1] Daraus entnahm man mit einem Kunstgriffe veralteter Rhetorik ein Argument, um die Regierung der Unbesonnenheit zu zeihen, als wenn sie mit ihrem feindseligen Eingreifen den Katholiken einen Vorwand gegeben hätte, ihre eigne Schwäche zu bedecken, die sich in ihrem ganzen Lichte gezeigt haben würde, wenn man sie hätte ruhig gewähren lassen.

Was soll man auf solche Spitzfindigkeiten voreingenommener Köpfe erwidern? Nur dieses Eine: Wer sich so gut informirt zeigt über den Charakter der Unterzeichner, sah niemals die vereinigten Unterschriften, so daß seine Behauptung ganz und gar grundlos ist.

Was darum die Eile betrifft, welche die Regierung hatte, die Unterschrift zu verhindern, so gibt Jeder leicht zu, daß diese alten Verschwörer (bei ihnen ist es ein ehrenvoller Titel) über

[1] Bonomelli S. 54.

ihren Nachtheil und über ihren Vortheil viel besser zu urtheilen wissen, als ein aufrichtiger Katholik.

Wenn die Regierung glaubte, gut daran zu thun, daß sie Bürgermeister und Schulinspectoren absetzte, um nicht von Lehrern und niedrigeren Beamten zu reden, so beweist das erstens, daß Bürgermeister und Inspectoren auf der Petition vertreten waren, und nicht bloß Landleute und der geringe Mann; dann beweist es, daß die Petition drohete, ein Volksverlangen klar zu stellen, das viel verbreiteter ist, als man glauben machen wollte.

Schon 2 Millionen Unterschriften von Wählern wären in der That nicht zu verachten gewesen. Aber die Bedeutung derselben verdreifachte und verfünffachte sich in den Augen der Politiker, welche wissen, daß in Zeiten einer Parteiherrschaft die Furcht und der Ueberdruß zwei Drittel der Unterdrückten zurückhält, und daß das Interesse und die Mode die Partei der Unterdrücker um vier Fünftel mehrt.

Die Regierung that also vom Standpunkt einer willkürlichen Politik aus sehr wohl daran, sich in's Mittel zu legen. Und sie wurde dazu von der Wichtigkeit der Sache gezwungen. Ihr eigentlicher Irrthum bestand darin, daß sie die Petition nicht gleich im Anfange unterdrückte, indem sie sich schmeichelte, dieselbe werde keinen Anklang finden. Aber als sie sah, daß die Zahl der Unterschriften schon eine halbe Million überstieg, mußte sie den Scandal einer vierfachen Ziffer auf alle Weise verhindern, und war dazu auch offene Gewalt nöthig. Den Scandal dieser Gewaltthätigkeit konnte man für einfältige Leute jedenfalls mit dem rhetorischen Kunststücke verwischen, das die vorerwähnten Kritiker anwandten. Wie konnte man dagegen den Scandal von 2 Millionen Wählern, welche forderten, daß dem Papste seine politische, ihm nothwendige Freiheit zurückgegeben würde, vertuschen?

Wie müssen die Männer der Revolution in ihrem Herzen lachen, wenn sie sehen, wie gewisse Katholiken darauf bedacht sind,

dem Publikum die Ueberzeugung beizubringen, ihre eigne Partei liege in Italien in den letzten Zügen. Die Liberalen werden solches Gerede mit Jubel begrüßen und sich dessen als eines kostbaren Geständnisses bedienen. Aber was sie selbst betrifft, so werden sie die ersten sein, die nicht daran glauben und auch gar kein Geheimniß daraus machen. Hier in Rom selbst, das Andere beschreiben, als wäre es bereits halb heidnisch geworden und als hätte es sich mit den neuen Herren abgefunden, mußte man hier nicht bei den letzten Communalwahlen an die 10,000 Angestellte der Regierung, die aus allen Provinzen Italiens herbeikamen, zur Urne drängen, um den Wahlzetteln der wahren Bürger, die nach der Weisung des Papstes wählten, das Gleichgewicht zu halten?

Damit soll nicht geläugnet werden, daß selbst unter den Katholiken und speciell unter den Römern diejenigen, deren Privatinteressen durch die Wiederherstellung der päpstlichen Regierung einigermaßen benachtheiligt würden, den eignen Schaden schmerzlich empfinden müssen. In dieser Beziehung ist es ein Leichtes, ein Gemälde zu entwerfen, das auf der einen Seite nicht weniger entmuthigt, als es andererseits aufreizt. In der That hat sich noch keine politische Umgestaltung vollzogen, die nicht Schwankungen in den Privatinteressen mit sich brachte: Vortheile für die Einen, Nachtheile für die Andern, um nicht zu sagen Ausgleiche, welche die Rechnung nicht bloß für die Gesellschaft, sondern auch für viele Individuen berichtigen.

Um den ökonomischen Vortheil und Nachtheil zu berechnen, der aus der Wiedereinführung der Souveränität des Papstes folgen würde, wären viele Seiten vonnöthen. Aber wenige Zeilen genügen, um klar zu machen, daß die diesbezügliche Berechnung der Vertreter der gegenwärtigen Ordnung nicht wenige ganz und gar wesentliche Elemente außer Acht läßt.

Um speciell von Rom zu sprechen, wer in Rom wohnt und die Dinge mit eigenen Augen ansieht, unterscheidet da zwei Bevöl-

kerungen: beide für sich abgeschlossen und vollkommen verschieden von einander. Die eine ist die ursprünglich Römische, die andere die zugezogene, bestehend aus Italienern aller Provinzen, die herbeigeeilt und von der Hauptstadt angelockt nicht mehr Römer in Rom sind, wie lange sie sich da auch aufhalten mögen, als sie in der Vergangenheit Florentiner in Florenz waren, oder sie Neapolitaner wären, wenn in Zukunft die Hauptstadt des Königreiches nach Neapel verlegt würde.

Wenn man nun erwägt, daß diese zweite Classe der Bevölkerung in Rom mit allen Elementen einer vollkommenen Gesellschaft einzog, mit Arbeitern und Handwerkern zu Tausenden, Stellungslosen, Geschäftsleuten und Speculanten, so sieht man leicht ein, daß die Masse der ursprünglichen Bürgerschaft nicht sonderlichen Gewinn aus solcher Einwanderung zog. Thatsache ist, daß, obgleich eine neue Stadt gebaut ward, doch die Römischen Handwerker im Allgemeinen nicht mehr Arbeit hatten als früher, wenn nicht gar noch viel weniger. Und was die Geschäftsleute betrifft, so müssen die eingebornen tagtäglich der Concurrenz der neu eingewanderten unterliegen.

Der Werth der Grundstücke ist aber unverhältnißmäßig gestiegen, und es sind ungeheure Capitalien in Bauten angelegt. Darum betont man nicht ohne Grund den Schaden, welcher den Eigenthümern daraus erwachsen würde, wenn beide in ihrem Werthe sänken. Ganz wahr. Aber man vergesse dabei den Gewinn nicht, den die Römischen Eigenthümer bei dem ersten Verkaufe des Bodens gemacht. Es war ein Geschäft von vielen Millionen. Man vergesse auch nicht, daß die ferneren Erhöhungen des Preises, zum großen Theile von einem künstlichen Schwindel der Speculation veranlaßt, auf Täuschungen beruhten, die dann in Folge des unausbleiblichen Bau-Kraches auf ihren wirklichen Werth zurücksanken. Die Verluste unersättlicher oder leichtsinniger Speculanten erregen immer weniger Theilnahme als die der bescheidenen Eigenthümer. Und während man die Schäden, welche der Rückzug der Hauptstadt mit

sich brächte, ausrechnet, vergesse man auch nicht die ungeheuren Verluste in Anschlag zu bringen, welche die Verlegung derselben nach Rom manchen Römern verursacht hat, indem sie dieselben in einen Strudel heilloser Speculationen hineinzog, die zuvor ganz unbekannt waren.[1])

Uebrigens gestanden in Rom Alle mit lauter Stimme ein, auch die Liberalen, daß die Bevölkerung von den Nachwehen der Baukrisis in die äußerste Noth gerathen wäre, wenn ihr nicht von der glänzenden Ausstellung bei Gelegenheit des Jubiläums Leo's XIII. und von den Ausländern, die damals nach Rom kamen, Hülfe gebracht worden wäre. Man sage, was man wolle: Das Römische Volk hat seine natürlichen Einkünfte vom Papste, nicht von den neu Angekommenen, und das Volk weiß es.

Deßungeachtet bleibt es bestehen — wir wiederholen es: Eine politische Umgestaltung ist nicht möglich, ohne daß die Privatinteressen des Einen oder Andern geschädigt werden, und auch in Rom und in Italien würde es Einige geben, die dabei Verluste zu erleiden hätten. Aber es ist sonderbar, daß dieses nur dann so hoch angeschlagen wird, wenn es sich darum handelt, die päpstliche Herrschaft wieder herzustellen.

Wer kann berechnen, wie viele Privatinteressen bei der Annexion der legitimen Staaten und bei der Bildung des gegenwärtigen Königreiches Italien geopfert wurden? Verursachte etwa die gewaltsame Einnahme Roms selbst keine Opfer? Hat etwa die italienische Regierung Rücksicht auf den Schaden genommen, den Florenz erlitt, als die Hauptstadt von dort anderswohin verlegt wurde? Nahm sie Rücksicht darauf, daß dort die Preise der Baulichkeiten enorm herabsanken? Aber es gibt noch Schlimmeres.

[1] So verlor beispielsweise ein römischer Privatmann 6 Millionen, ein anderer Römer 18 Millionen und ein dritter gar 54 Millionen Francs.

(Der Uebersetzer.)

Als der Verkauf der Kirchengüter beschlossen wurde, konnte Jeder, der auch nur etwas mit der Volkswirthschaft vertraut ist, einsehen, dadurch, daß in wenigen Jahren mehr als eine Milliarde von Grundstücken verkauft würden, müsse der Grundbesitz in ganz Italien in erschreckender Weise entwerthet werden: so zwar, daß der Schaden in einer langen Reihe von Jahren nicht wieder gut gemacht werden könnte. Trotzdem fiel es der Regierung nicht ein, von jener Operation abzustehen.

Wenn man von dem Opfer der Privatinteressen spricht, das von den Italienern gefordert wird, so liegt davon, wie es scheint, eine beredte Formel in den 13 Milliarden der Staatsschuld, in der jährlichen Milliarde von Auflagen und in den 600 Millionen, die Italien, das Mark des Landes aufzehrend, alljährlich als Zinsen in's Ausland bezahlen muß.

Diese enorme Menge von Opfern, welche die Revolution 40 Jahre hindurch von den Italienern gefordert hat und noch fordert, macht — so scheint es uns — keinen Eindruck auf die Freunde der gegenwärtigen Ordnung. Sie haben nur Mitleid, sie empfinden nur Unwillen, wenn sie an die Schäden denken, die der Eine oder Andere erleiden müßte, wenn die weltliche Herrschaft des Papstes wiederhergestellt würde. Gestehen wir es ein, das ist nicht loyal.

Mitleid muß man für Alle haben, und gleichwohl muß für Alle das Princip gelten: Das Privatinteresse muß — die Rechte unbeschadet! — dem Gemeinwohle weichen. Wenn nun dem Papste seine Souveränität zurückgegeben wird, so steht sich das Gemeinwohl wahrhaftig und mit größerer Augenscheinlichkeit besser, als bei den erwähnten Operationen der italienischen Regierung.

Da ist vor Allem das religiöse Interesse der italienischen Katholiken zu nennen, das aus hundert Gründen ein sociales Interesse ersten Ranges ist, da ist das Interesse der Katholiken der ganzen Welt, die es ja gewiß bedauerten, wenn Einer unschuldiger Weise dabei zu verlieren hätte, es aber nicht dulden können, daß

das Oberhaupt der Kirche aus Rücksicht auf die Hausbesitzer von Neu-Rom fort und fort Unterthan einer fremden Macht bleibe. Da ist das politische Interesse Italiens, das diese unhaltbare Stellung aufgeben, seinen innern Frieden sichern, und sich die politisch unerträgliche Verlegenheit mit dem Blancowechsel vom Halse schaffen muß. Da ist endlich die Pflicht der Gerechtigkeit, welche die Staaten so gut wie die einzelnen Individuen nöthigt, fremdes Gut zurückzuerstatten.

Wer bei den Dingen nicht vor dem oberflächlichen Schaden stehen bleibt, sondern bis zur innersten Wirklichkeit der Thatsachen eindringt, findet, daß die Römische Frage die volkswirthschaftliche Frage Roms und Italiens berührt, freilich in ganz anderer Weise, als Einer es darstellt, der sein Interesse am Gegentheil hat.

So ist es. Der Stadt Rom bringt es einen unvergleichlich größeren Schaden, auf dem abschüssigen Wege einer stündlich wachsenden Verschuldung fortzufahren, als die Räumung von ganz Neu-Rom. Hiefür gibt es ein Auskunftsmittel, wie es sich für Florenz fand, welches bei der Uebersiedelung der Hauptstadt, auf dem Punkte zu sein schien, falliren zu müssen. Dennoch hob es sich wieder mittelst eines gar nicht bedeutenden Zuschusses und durch Einführung einer vernünftigen Oeconomie. Aber für den, welcher auf dem Wege exorbitanter Ausgaben und Schulden voranstürzt, gibt es nur einen Abgrund, der ihn verschlingt, und jeder Tag bringt ihn demselben näher.

Was die Italiener im Allgemeinen angeht, — wir reden vom Standpunkte der Volkswirthschaft aus — so erleiden ihre Interessen in einem einzigen Jahre größeren Schaden durch die gegenwärtige Mißregierung, als durch die Wiederherstellung einer weltlichen Herrschaft, die mehr als genug wäre, um wenigstens die politische Unabhängigkeit des Papstes zu gewährleisten.

Aber sehen wir ab von der schlechten Verwaltung. Wenn wir bedenken, daß die kostspielige äußere Politik Italiens namentlich

von der Rücksicht auf die Römische Frage bedingt ist, so kommen wir zu dem unerwarteten, aber nur zu wahren Schlusse: „Einer von den Hauptgründen der finanziellen Zerrüttung Italiens ist der fortdauernde Zustand der Beraubung des Papstes, bei der man mit Hartnäckigkeit beharrt.

Deßhalb wurde die Allianz mit Deutschland geschlossen, die ihren Ausdruck in dem Besuche des Kaisers fand, eine Allianz, welche die finanziellen Repressalien Frankreichs provocirte und Italien im laufenden Jahre 500,000,000 Francs kostete. Wenn man eine Bilanz hätte, die auf Grund der thatsächlichen Lage der Dinge angefertigt wäre, so würde sich dieser enorme Verlust mit vielen andern dort unter dem Titel registrirt finden: „Ausgaben und finanzielle Verluste, welche Italien zu tragen hat, um die unnütze und schädliche Beraubung des Papstes fortdauern zu lassen.“

Wir ersuchen die unbefangenen und unabhängigen Leser, darüber nachzudenken. Oft fällt es uns schwer, Wahrheiten anzuerkennen, welche unsern politischen Wünschen und Neigungen zuwider sind; aber die Vorurtheile schwinden leichter, wenn es sich darum handelt, den Wurm zu entdecken, der an unsern und des ganzen Landes Interessen nagt. Der gesunde Sinn fehlt wahrlich in Italien nicht. Und ohne Zweifel werden sehr Viele in Folge dieser Erwägungen anerkennen, daß die verlangte Wiederherstellung der päpstlichen Souveränität, statt den finanziellen Interessen Italiens nachtheilig zu sein, vielmehr unumgänglich nothwendig ist, damit sie sich von den erlittenen Schäden erholen können. Die unerbittliche Geldkrisis, in der sich Italien befindet, einem Schiffe gleich, das schon zum zehnten Male gestrandet ist und daher immer mehr leck wird, macht täglich die Urtheile derer, die dabei interessirt sind, unabhängiger und muß den Triumph der Wahrheit beschleunigen.

Aber auch schon jetzt fehlen nicht positive Anzeichen, welche beweisen, daß die Idee einer Wiederherstellung der päpstlichen Sou-

veränität nicht einmal bei den Liberalen Italiens so unpopulär ist, wie ihre Gegner gern glauben machen möchten. Einen schlagenden Beweis dafür hatte man und hat ihn noch in dem bekannten Vorschlage Fazzari's [1]) und namentlich in der Weise, wie derselbe aufgenommen wurde.

Nach dem zu urtheilen, was man über die unveränderliche Anhänglichkeit der Nation an die gegenwärtige Ordnung schreibt, und über den Vorsatz aller Liberalen und eines jeden von ihnen, sich lieber bis zum letzten Manne tödten zu lassen, nachdem sie vorher, wenn nöthig, alle Katholiken abgeschlachtet, als zu einer billigen Restitution zu kommen, nach solchen lyrischen Declamationen zu urtheilen, sollte man erwarten, Fazzari wäre als ein Verräther der Nation verflucht und geächtet.

Gewiß unterließen die Tagesblätter der herrschenden Partei es nicht, ihn als solchen zu verurtheilen, wurden aber leicht von dem zum Stillschweigen gebracht, der sich rühmen konnte, für die Einheit Italiens sein Blut und nicht etwa bloß erkaufte Tinte vergossen zu haben. Aber von der allgemeinen Mißbilligung verlautete nichts, obgleich der Ex-Garibaldianer mit dem Vorschlag endete, man solle dem Urtheile des Papstes die Bedingungen des Ausgleiches überlassen. Als Urheber eines solchen Vorschlages wird er in Italien geachtet, und er kann behaupten, mit seiner Meinung selbst unter seinesgleichen nicht allein dazustehen, und sogar im gegenwärtigen Parlamente Gönner zu haben. [2])

[1] Achilles Fazzari, Ex-Garibaldianer und Deputirter Calabriens, trat im Jahre 1886 mit einem öffentlichen Programm hervor für die Annäherung der italienischen Regierung an den hl. Stuhl. Sein Vorschlag rief in ganz Italien freudige Hoffnung wach und wurde allgemein mit Achtung behandelt, selbst von liberalen Blättern. Seither ist er wiederholt auf seinen Vorschlag zurückgekommen, indem er sein Programm jedesmal mehr zu Gunsten des hl. Stuhles modificirte. (Der Uebersetzer.)

[2] Man weiß, daß Maximus d'Azeglio, der böse Rathgeber Victor Emanuel's, gleichwohl immer gegen die Occupation Roms war. „Was in Italien

Gesunder Sinn und Religion — wir wiederholen es — sind das Erbgut des italienischen Volkes. Und bei einem solchen Volke fordern die Wahrheit, die Gerechtigkeit und das wahre Interesse immer ihre Rechte zurück und triumphiren endlich doch.

an einsichtsvollen Männern ist, alle sind überzeugt, daß es unmöglich sei, aus Rom die Hauptstadt Italiens zu machen." — Der Deputirte Joseph Ferrari, Freimaurer und Feind des Papstthumes, rief aus: „Es wäre tausendmal besser, nach Turin zurückzukehren, als in Rom zu bleiben unter solchen Umständen. Um einzusehen, daß wir hier nur fremde Gäste sind, genügt uns nur ein wenig umzuschauen. Wir sind bloß vorübergehende Gäste. Ihr seid eine provisorische Regierung und nichts Anderes." Der Pariser Correspondent der *Times* berichtet die folgenden Worte, die von einem italienischen Diplomaten von großem Ansehen im liberalen Lager gehört wurden: „Keinem von uns gefällt Rom. Es ist die unangenehmste, widrigste, am wenigsten praktische von den möglichen Hauptstädten. Sie liegt außerhalb der Hand. Sie ist ungesund trotz aller Maßregeln, die man getroffen, sie gesund zu machen. Es ist gewissermaßen unmöglich, sie zu verschönern, ohne daß man über Profanation schreit. Wir thun keinen Schritt in der ungeeigneten Stadt, ohne auf etwas zu stoßen, das uns unangenehm ist. Der König liebt sie weniger als irgend ein Anderer. Der Gedanke an den Greis (den Papst), der ihm beständig Gesicht gegen Gesicht gegenüber steht, ist ihm *unerträglich*. Man lacht über das gegen den Palast geschleuderte kirchliche Interdict, aber Keiner möchte in diesen Zimmern wohnen ... Wir haben eine Stadt, welche die schönste Hauptstadt der Welt sein könnte: Florenz ... Und wir bleiben in Rom, wo jeder Tag unsers Aufenthaltes eine Herausforderung des Gewissens, der Welt und der Fundamentalgesetze ist, welche alle Dinge regieren müssen. Alle wissen, daß ein Abkommen mit dem Papste nur möglich ist, wenn Rom aufhört, Sitz der italienischen Regierung zu sein und der Papst frei ist im freien Rom." „La Question Romaine internationale et anglaise, par Monsig. Vaughan. Paris 1889. p. 81.





X.

Die Bestimmungen Roms.

Am Morgen der Einnahme Roms suchte der Minister Visconti Venosta das katholische Gemüth des Kaisers von Oesterreich zu beruhigen und telegraphirte unter anderm diese Erklärung nach Wien: „Italien sieht den heiligen Stuhl als einen Sitz seines höchsten Ruhmes an und sichert demselben eine Stellung zu, die nicht weniger groß und weniger würdig ist der erhabenen Mission, die er auf Erden erfüllt.“

Es ist hier nicht von Belang, zu wissen, wie viel Ehrlichkeit in diesen Worten lag. Dieselben zeigen auf alle Fälle, wie selbst die Feinde des Papstthumes nur zu gut in demselben das sehen, was gewisse kurzsichtige Italiener gar nicht darin sehen wollen, daß nämlich der heil. Stuhl einer von den Sitzen des größten Ruhmes von Italien ist. Nur Eines ist an diesem Satze auszustellen: Es wird darin nicht absolut und ausdrücklich erklärt, daß der glänzendste Ruhm Italiens darin besteht, innerhalb der Grenzen seines Landes die Residenz des Oberhauptes der katholischen Kirche zu haben.

Wo gibt es in diesem Zeitalter des Nationalstolzes und der Nationaleitelkeit, die sich auf jeden beliebigen Vorzug gründen, eine Nation, die nicht stolz darauf wäre, unter ihren Städten die Hauptstadt des höchsten Lenkers der Kirche zu zählen, als deren Söhne

sich die Könige und Kaiser bekennen, sie, die zugleich unter 200 Millionen Mitbürgern aller Zungen die ersten Untergebenen des höchsten Lenkers sind.

Es gehört die ganze Unverschämtheit der Revolutionsmänner dazu, um sich den Schein zu geben, sie hätten dem geeinigten Italien die Krone aufgesetzt oder hätten Rom zur würdigen Größe erhoben, indem sie die ewige Stadt, der Residenz des Papstes, in die Hauptstadt des Königreiches verwandelten. In der That rissen sie damals Italien ihr schönstes Juwel von der Stirne und drückten Rom ungleich mehr herab als die Hauptstädte der kleineren Staaten, indem sie dieselben in Provinzialstädte umschufen.

Die hohe Bestimmung Roms war und ist, die Hauptstadt der Welt zu sein. Sie ist an diese erhabenste Größe seit mehr als 20 Jahrhunderten gewöhnt.

Rom begann damit, seinem Scepter alle Nationen der bekannten Welt durch das Schwert zu unterwerfen: die Spanier und die Gallier, die Illyrier, die Germanen, die Asiaten und die Afrikaner. Diese Nationen, Anfangs mit Gewalt unterworfen, rechneten es sich dann zur Ehre an, seine Bürger zu sein. Im Verlaufe der Jahrhunderte, während der Republik wie während des Kaiserreiches, war Rom gewohnt, die Repräsentanten der ganzen alten Welt auf seinen Straßen wandeln, wie auf jenen ihrer Hauptstadt, hieher kommen zu sehen, um Befehle zu empfangen, um Gnaden zu suchen, und die Entscheidung zu hören über die Geschicke ihrer Geburtsländer.

Das heidnische Rom mußte, wie alle menschlichen Institutionen, seinen Untergang sehen; aber kaum begann der Glanz seiner irdischen Größe zu erbleichen, als es auch schon anfing, sich mit einem neuen strahlenderen Lichte zu bekleiden, und ein neues Diadem von unvergleichlicher Majestät empfing, statt der Krone, die fallen mußte.

Als Constantin den Entschluß faßte, Rom zu räumen und die Hauptstadt des Kaiserreiches nach Byzanz verlegte, konnte er nicht

die Ereignisse ahnen, die er vorbereitete; mochte auch kaum von der Idee geleitet werden, die uns so klar ist, daß zwei souveräne Autoritäten zusammen in Rom nicht bestehen können, wenngleich recht wohl angenommen werden kann, daß ihm die tägliche, unvermeidliche Vergleichung ein dunkles Gefühl davon gab. Jedenfalls hat die Geschichte gezeigt, daß er in dieser denkwürdigen That dem Plane der Vorsehung folgte, welche die Geschicke Roms von denen des Kaiserreiches schied. Dieses war bestimmt, unterzugehen, jenes war bestimmt, für immer die Hauptstadt der Welt zu bleiben.

Zum Sitze des hl. Petrus erhoben, hatte es zeitig die Reihe seiner neuen Eroberungen angefangen, sie über die Grenzen des Römischen Kaiserreiches ausdehnend.

Die Bekehrung der Welt zum Christenthume war das erhabene und fruchtbare Werk, in welchem sich die Erneuerung der Menschheit vollendete, vor Allem eine übernatürliche Erneuerung, welche auf Erden die erhabenste der Religionen einführen sollte mit ihren großartigen, lichtverbreitenden Dogmen, mit den himmlischen Beispielen ihrer Moral.

Werfen wir einen Blick auf die Kirche, diese Gesellschaft sondergleichen, eine bevorzugte Oase inmitten einer Menschheit, die auch jetzt noch in der Nacht der Unwissenheit sitzt, in Irrthum, in Unsittlichkeit, in Barbarei bei allen Völkern ohne Ausnahme, die das Christenthum nicht annahmen, oder es wieder preisgaben.

Unter tausend Mängeln der Einzelnen, die oftmals im großen Kampfe gegen die Leidenschaften unterliegen, bietet uns die Kirche das bezaubernde Schauspiel einer Gesellschaft, in welcher zugleich mit der Erkenntniß der tiefsten Speculationen und moralischen Wahrheiten die Ausübung von Tugenden, von denen nicht wenige den ungläubigen Nationen selbst dem Namen nach unbekannt sind, allgemein ist bis zu den niedrigsten Classen herab: Der Abscheu vor jeder Schuld, der lieber alle physischen Uebel ertragen, als sich damit belasten will;

eine Unterwürfigkeit, geadelt durch den Hinblick auf die höchste Autorität Gottes, welche man in jeder andern Autorität erkennt; Großmuth ohne Stolz; Demuth ohne niedrigen Sinn; Enthaltsamkeit bei Millionen des einen und des andern Geschlechtes, die sich gewissermaßen über die menschliche Natur erhoben haben, um einem höheren Rufe zu folgen, und über Alles die Nächstenliebe, die charakteristische Tugend des Christenthums unter einer Form, welche gleich erhaben ist durch ihren Beweggrund als mannigfaltig und hochherzig in ihrer Ausübung.

Die von Christus eingeführte Erneuerung mußte nothwendig von der übernatürlichen Ordnung auf die natürliche überströmen. Außerhalb des Christenthums gibt es keine Civilisation. Alles ist Barbarei, die im besten Falle durch einen leichten Anstrich von Verfeinerung verhüllt ist. Die wahre feine Sitte, die gerechte Milde der Gesetze, die Wissenschaft und mit ihr die Macht, der Reichthum, die zeitliche Wohlfahrt finden sich nur in der christlichen Gesellschaft, und die Religion hatte den Vorrang bei ihrer Entwickelung.

Wenn aber innerhalb ihres Bereiches manche grausame oder ungerechte Gesetze, ein ekelerregender Unterricht, öffentliche Unsittlichkeit, unsinnige Irrthümer der heidnischen Gesellschaft, wenn alles dieß wieder auflebt, so ist es nur das Werk derjenigen, die, nachdem sie Christus geläugnet, die Gesellschaft zu entchristlichen suchen, um es kurz zu sagen: es ist das Werk der Revolutionsmänner. Und wenn andererseits in denselben Gesellschaften, die officiell schon entchristlicht sind, noch Civilisation, Tugend und Achtung vor guter Sitte vorhanden ist, so kommt dieß vom tiefen Eindrucke, den der Geist der Kirche in ihnen zurückgelassen und bewahrt hat.

Woher nahm nun der beständige Einfluß, welchem die civilisirten Völker der beiden Welten ihre Erneuerung verdanken, seinen Ausgang?

Er kam von Rom und seinem Bischofe, dem Nachfolger des hl. Petrus und dem Stellvertreter Jesu Christi.

Vom päpstlichen Rom zogen ein Dionysius aus, um das Christenthum und die neue christliche Civilisation nach Frankreich, ein Augustinus, um sie nach England, ein Patritius, um sie nach Irland, ein Bonifatius, um sie nach Deutschland, ein Cyrillus, um sie den Slaven zu bringen, und von Rom aus erhielten sogar die Kirchen, die wo immer von den Aposteln gegründet waren, Licht und Weisung.

Das päpstliche Rom, das sich von den Eroberungen durch das Schwert den ungleich edleren Eroberungen durch die Civilisation zugewandt hatte, gab den barbarischen, unwissenden Völkern das erste Gesetzbuch, welches der Willkür der Mächtigen und der Ungelehrigkeit der Völker Schranken setzte. Es lehrte sie die schönen Wissenschaften, führte eine gemeinsame Sprache bei ihnen ein, welche alle Nationen in demselben Ideenkreise miteinander verbinden sollte, während es sich gleichzeitig bemühte, die Herzen einander näher zu bringen.

Die ganze Urgeschichte der modernen Völker setzt sich nur aus wunderbaren Gemälden, welche die unermüdliche Thätigkeit Roms in der Civilisirung jener barbarischen Nationen darstellen, zusammen.

Als sich dann im Laufe der Jahrhunderte die Völker mehr und mehr gesitteten und immer mehr unter dem Einflusse des Christenthumes erstarkten, hatten sie an Rom zuerst eine Beschützerin des Fortschrittes in den Künsten, in der Literatur und in der Wissenschaft. Und als sie, bereits des schönsten Gedeihens sich erfreuend, weniger der Anleitung in der Entwicklung ihrer materiellen Civilisation bedurften, glaubten dennoch weder die Päpste noch die Gläubigen, daß nunmehr die civilisirende Mission des Papstthumes abgeschlossen sei, und sie war nicht abgeschlossen, und wird es nimmer sein. Die Civilisation hat ganz andere Feinde

als die Rohheit der Völker in ihrer Kindheit. Die antichristlichen und antisocialen Irrthümer, welche die Geister verleiten, untergraben die bürgerliche Gesellschaft in ihren Fundamenten. Und eine Secte, in Dunkelheit gehüllt und nur zu mächtig, die aus ihrem eigenen Schooße hervorgegangen, bedroht sie viel grausamer als vordem die Heere der Muselmänner oder die Barbaren des Nordens.

Die kommenden Jahrhunderte werden unter den Acten civilisirender Thätigkeit die denkwürdigen Rundschreiben aufzählen, durch die der gegenwärtige Papst Leo XIII. den philosophischen Studien sichere Weisung und Norm gab, die Verurtheilung der verbrecherischen Freimaurersecte erneuerte, und die Völker auf die Nachstellungen des Socialismus aufmerksam machte. Verdiente er sich ja durch diese letztere That sogar den Dank der andersgläubigen Machthaber, die nicht im Stande waren, dieses Ungeheuer mit Gewalt zu unterdrücken.

Ebenso werden die kommenden Zeiten melden, wie in unsern Tagen die Ehrfurcht und die Liebe der katholischen Völker zu ihrem Oberhaupte, statt zu ersterben, sich lebendig erwiesen wie nur in den bessern Jahrhunderten. Oder wann fand sich jemals bei ihnen eine größere Ergebenheit gegen jede Unterweisung des Papstes? Wann größere Begeisterung, ihm Beweise kindlicher Liebe zu geben?

Auf jede Einladung, bei jeder Gelegenheit, die sich ihnen bietet, kommen Tausende von Gläubigen aus allen Theilen der Welt nach Rom, und dort angekommen, fühlen sie sich heimisch wie in ihrem eigenen Hause. Wir haben uns schlecht ausgedrückt, dort angekommen, schnürt sich ihnen das Herz zusammen, wie Einem, der in seine Heimath zurückkehrt und sein Vaterhaus von einem fremden Eindringlinge bewohnt findet.

Einige Italiener haben eine seltsame Eifersucht und fühlen sich verletzt durch dieses Gefühl, mit welchem die Katholiken der

ganzen Welt Rom als ihnen gehörig ansehen. Warum sich nicht vielmehr darüber freuen, als über einen ganz einzig dastehenden Ruhm?

Die Ansprüche der auswärtigen Katholiken auf diesen Edelstein Italiens und der Welt sind keine Ansprüche auf politische Einwirkung; denn daran hat Niemand im Traume gedacht, und nur die falsche Politik einer Partei, die nicht Italien ist, dient heute zum Vorwand, deren Rechte zu verletzen. Es sind Ansprüche eines berechtigten Gefühles, einer berechtigten Hochachtung.

Als die barbarische Gemeindeverwaltung Roms anfing, Denkmäler des Alterthums zu zerstören, um unsinnige Umwandlungspläne auszuführen, erhoben die Männer der Wissenschaft Europa's ihre Stimme und protestirten, Rom gehöre der ganzen Welt und nicht dem, welcher es materiell in Händen hätte. Dieses war nicht übel gesprochen. Der Vandale, welcher die ehrwürdigen Denkmäler des Alterthums zu Boden stürzt, verletzt die gesittete Welt in ihren ganz und gar berechtigten Gefühlen. Glücklich aber das Land und die Stadt, welche Gegenstand einer solchen Eifersucht ist. Sie gereicht ihr nicht zur Erniedrigung, sondern zum Ruhme und zum Schutze gegen die Barbarei.

Das päpstliche Rom genießt dieselbe Verehrung, dieselbe Liebe, nur in unendlich höherem Maße seitens der ganzen großen katholischen Gesellschaft. Die Männer der Wissenschaft wollen die Denkmäler Roms unverletzt sehen, wie sie die Denkmäler Griechenlands und Egyptens für heilig und unantastbar halten. Die Katholiken gehen weiter. Rom ist ihr zweites Vaterland, dem sie sich rühmen anzugehören. Von ihm leiten sie ihren Namen ab, indem sie sich Römische Katholiken nennen. Rom ist ihr ehrwürdigstes Heiligthum, der Sitz des Oberhauptes, dem sie unterworfen, dem sie vollkommneren Gehorsam schenken als der Regierung ihres Landes. Von hier erhalten Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien und

Oceanien ihre Hirten, von hier erwarten die Länder der Heiden ihre Apostel, welche bis zum Ende das Werk der christlichen Regeneration fortführen.

Das ist die hohe Bestimmung, welche Angesichts der ganzen Welt dieser italienischen Stadt, die zum Sitze des Statthalters Jesu Christi auserwählt ist, zu Theil geworden.

Wenn die Männer, die Italien regieren, 19 Jahrhunderte zurückgehen und sich als Nichtchristen erklären wollen, müssen wir dieses ihnen überlassen. Aber das Nationalgefühl forderte, wenn sie eines hätten, daß der Glanz einer italienischen Stadt die zur Hauptstadt der katholischen Welt gemacht ist, unverletzt erhalten würde zum Ruhme Italiens und Roms.

Was ist aus Rom nach der Occupation geworden? Was ist die Hauptstadt eines Staates zweiten Ranges, eines Staates, der nach 28 Jahren seiner Existenz noch nicht einmal rechtlich anerkannt ist in seinem gewaltthätigen Besitze, der geschmälert ist in seinen Finanzen, übelbeleumundet in seiner Politik, der sich nur auf fremde Hülfe verlassen kann? Der Sitz einer Regierung, die sich durch den Ruin der Güter, die sie der Kirche entrissen und dem Land ausgepreßt, aufrecht erhält, welche ihre Hauptämter in unterdrückten Klöstern hat, welche selbst dem Könige keine andere Wohnung geben konnte als den Palast des Papstes, nachdem sie dessen Thore mit Dietrichen aufgesperrt. Was ist diese Hauptstadt, welche früher Millionen von Menschen aller Nationen als ihr theures ehrwürdiges Vaterland ansahen, und in welcher jetzt selbst die Italiener, wenn sie nicht da geboren sind, sich wie Fremde vorkommen? Diese Hauptstadt, wo andersgläubige Souveräne nicht verschmäheten, dem Oberhaupte der großen katholischen Gesellschaft ihre Aufwartung zu machen, während alle Souveräne einem Besuche des Königes von Italien ausweichen?

Rom ist für die ganze civilisirte Welt die Stadt des Papstes. Ihr habt der Stadt die Ehre benommen, seine Hauptstadt zu sein,

wohlan, so lange der gegenwärtige Zustand dauert, wird sie von Allen als sein Kerker angesehen. Aber die Bestimmungen Roms ändern sich nicht durch den Rathschluß der Menschen. Zu jener traurigen Zeit, als die Päpste in Avignon weilten, war Rom vielleicht noch tiefer gesunken, als in der Gegenwart. Die Prüfung dauerte lange. Aber Roms Schicksale sind an die Schicksale des Papstthumes geknüpft. Es erhielt nach 70 Jahren seine souveränen Päpste wieder, und mit ihnen erhob es sich zum alten Glanze.



XI.

Der souveräne Papst.

Wenn wir über die Verträglichkeit der beiden höchsten Aemter des Papstes und des Souveräns sprechen, können wir uns natürlich nicht auf die thörichten Einwände einlassen, durch welche die Revolutionsmänner gegen das, was sie in ihrer Unwissenheit päpstliche Theokratie nennen, Haß und Verachtung zu erregen suchen. Sie sollten doch bedenken, daß die Zeit vorbei ist, in welcher sie versuchen konnten, sich als Wohlthäter des Vaterlandes und als Censoren einer fremden Regierung zu gebärden.

Das Vorangehen und die Früchte dieser Herrschaft, die nun schon mehr als 40 Jahre ausgeübt wird, machen jede Erörterung über diesen Punkt überflüssig. Und wer nur etwas Verstand hat, gibt heutzutage zu, daß die päpstliche Regierung, und wäre sie auch die mangelhafteste von allen, welche die Geschichte kennt, immer noch viel besser wäre, als die Mißregierung dieser Menschen.

Welch sonderbarer Vergleich würde sich vor den Augen der Leser herausstellen, wenn wir auf der einen Seite die Namen der Coryphäen aufmarschiren ließen, welche 40 Jahre hindurch sich darin ablösten, Italien zu regieren, auszusaugen, zu zerrütten und hinter das Licht zu führen; und wenn wir auf der andern Seite die Reihe der Päpste dagegen stellten, welche seit Jahrhunderten sich folgten in der Regierung des Theiles der Halbinsel, der zu ihrer Herrschaft gehörte. Aber die Feder sträubt sich, einen solchen Vergleich anzustellen, der sich für unsere neuen Väter des Vater=

landes in eine wohlverdiente Ironie auflösen würde, für die souveränen Päpste aber geradezu die schmählichste aller Unehrerbietigkeiten wäre.

Wenn man Stoff für würdige Vergleiche sucht, muß man seine Gedanken auf die berühmtesten Dynastieen Europas richten. Und der Schluß wird unfehlbar der sein, daß sich nirgendwo eine Reihe von Königen oder Kaisern findet, die durch Regierungstalent und durch persönliche Tugenden so hervorragen wie die Reihe der souveränen Päpste.

Es kann aber auch nicht anders sein, wie Jeder einsieht, der die Art und Weise der Nachfolge kennt, der weiß, wie auserlesen der active und passive Wahlkörper ist, wie ausnahmslos höhere Motive beim Wahlact vorherrschen, der die Römischen Traditionen und den Geist der christlichen Rechtschaffenheit und Liebe kennt, die in ein einziges Regierungsprogramm vereint und verschmolzen sind: lauter Momente, die nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge dem päpstlichen Throne stets Persönlichkeiten sichern werden, die sich durch jede Geistesgabe auszeichnen und deren innere und äußere Politik würdig ist, von Andern nachgeahmt zu werden.

Die Politik der Päpste war sicherlich nicht der Art, deren sich die italienische Revolution in ihrem berüchtigsten Diplomaten und in seinen Nachfolgern zweiten Calibers rühmen kann: einem schon übelgesinnten Mitschuldigen zwei Stamm-Provinzen abzutreten, um an ihm einen Helfer zu haben bei der Occupation eines ganzen Reiches, die Residenzen der eigenen Gesandten in Zusammenkünfte rebellischer Verschworner zu verwandeln, ohne Scham die Treue der Verträge zu brechen, sich ganz nach Bedarf Plebiscite zu bilden, u. s. w.

Solche Beispiele, die, wie die Liberalen selbst bekennen, dazu dienten, die italienische Politik in Verruf zu bringen,[1]) sah man

[1] „Alle Minister von Cavour bis auf Depretis . . . dachten mit wenigen Ausnahmen, daß man sich direct oder indirect unsittlicher Mittel für eine

wahrlich nicht, so lange dieselbe hauptsächlich von Ministern des souveränen Papstes repräsentirt war. Aber zum Ersatz erweckte sie damals Achtung und erhielt von billigen Machthabern auch ohne die Hülfe der Waffen Gerechtigkeit. So erschien Consalvi, der Repräsentant Pius' VII. auf dem Congresse zu Wien, und durch die Gewandtheit seines Auftretens bewirkte er, daß die österreichischen Truppen die Romagna räumten, die sie bis dahin noch besetzt gehalten hatten. Jedermann erinnert sich des Ansehens, welches sich der italienische Diplomat bei den andersgläubigen Staaten durch die Rechtschaffenheit, Energie, Mäßigung und Klugheit seiner Anträge erwarb. Minister eines kleinen Staates, stand er so hoch unter den Vertretern der größeren Mächte, daß, als der Congreß kaum aufgelöset war, die meisten der andersgläubigen Regierungen sich beeilten, dem heiligen Stuhle Vorschläge zu besonderen Concordaten zu machen. Eine solche Rolle spielte, wenn man sich gut erinnert, Corti auf dem Congresse zu Berlin nicht, erzielte auch nicht solche Resultate.

Was dann die innere Verwaltung betrifft, so braucht Einer nur 50 Jahre alt zu sein, um sich noch der Zeit zu erinnern, wo die Unterthanen der andern kleineren Staaten, wiewohl sie ganz zufrieden waren, doch, wenn sie mit einem Unterthanen des Papstes zusammentrafen, zu sagen pflegten: O bei euch, unter dem Papste, da lebt es sich gut. Das berühmte Wort: „Si stava meglio, quando si stava peggio", [1] das ein italienischer Deputirter in der Kammer mit Beziehung auf alle kleineren Staaten vorbrachte, paßte doch mehr auf den Kirchenstaat als auf jeden andern.

Wenn man die Acten der Päpste durchgeht, so begegnet man einer unglaublichen Menge der heilsamsten Maßregeln, welche die souveränen Päpste alljährlich zur Wohlfahrt des Volkes trafen.

Sache, die sie für gut hielten, bedienen könnte. Diese Theorie, die vom Beginne des Königreiches an im Schwange war, hat nicht wenig zur Erniedrigung der italienischen Politik beigetragen." So die „**Riforma**" vom 16. April 1886.

[1] „Man befand sich besser, als man sich schlechter befand."

Um uns nur auf Zeiten zu beziehen, die uns näher liegen, und auf Umstände, die den unsrigen ähnlich sind, so sehen wir, wie Pius VII., kaum aus seiner Gefangenschaft zurückgekehrt, die öffentliche Verwaltung wieder ordnete, wie er sofort das Hospiz S. Maria degli Angeli gründete, um mit dem Bettelwesen aufzuräumen und demselben eine Dotation von 50,000 Scudi gab, wie er die Schulen der Akademie von S. Lucas vermehrte; wie er der Feuerwehr dauernden Bestand gab, die Sorge für Trinkwasser und die Straßen Rom's übernahm, den Anfang machte mit der Freiheit des Handels, wie er schon die Freiheit der Industrie proclamirte, Monopole abschaffte und Prämien für die Ausfuhr von Industriewaaren bewilligte, wie er den Ackerbau begünstigte und den Anbau der Römischen Campagna auf alle Weise förderte, wie er inzwischen Rom durch Anlegung der herrlichen Spaziergänge auf dem Pincio, des Springbrunnens auf dem Quirinal, des Museums Chiaramonti und anderer Bauten und Prachtdenkmäler verschönerte. Und alles das, ohne dem Volke Lasten aufzulegen, obgleich die damaligen Liberalen, wie gewöhnlich, im Staatsschatze nur den leeren Boden und die Schulden ihrer Räubereien zurückgelassen hatten. Schon im Jahre 1819, also 5 Jahre nach Wiederherstellung der Souveränität des Papstes, beliefen sich die Einnahmen auf 5,885,000 Scudi, während die Ausgaben nur 5,298,000 Scudi betrugen, so daß ein Ueberschuß von etwa 596,000 Scudi zu verzeichnen war. Ohne Zweifel werden unsere heutigen Liberalen finden, daß die von ihren Ministern alljährlich veröffentlichten Rechenschaftsberichte größere Weisheit und administrative Rechtschaffenheit aufweisen, und zum wahren Wohle der Nation gereichen.

Auf Pius VII. folgte der seinen Völkern so theuere, den Carbonari so verhaßte Leo XII., dessen Tod durch Gift herbeigeführt wurde, wie nicht ohne Grund angenommen wird. Er regierte 5 Jahre und wollte — um nur dieses anzuführen —, daß, abgesehen von hundert andern großen Werken, jedes Jahr seiner Regierung

durch drei Vortheile, die dem Volke zu Gute kämen, ausgezeichnet wäre, nämlich durch Abschaffung einer Auflage, durch Abzahlung einer Schuld und durch eine Million von Scudi, die zum Staatsschatz geschlagen werden sollten, um für jedes künftige Bedürfniß dienen zu können.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen. Wer nicht ein Laie in der Geschichte ist, wird zugeben: Ein Papst kann nicht bloß ein guter Souverän sein, sondern in dem Leben der souveränen Päpste können auch unsere heutigen Könige und Kaiser die schönsten Beispiele von Politik und guter Verwaltung finden, und die Völker das Ideal einer Regierung, die es ledig auf ihr wahres Wohl abgesehen.

Wird es hier noch nöthig sein, die immensen Vortheile hervorzuheben, welche es Italien einbringen würde, gleichviel unter welcher Constitution, unter der Form eines einheitlichen oder eines conföderativen Staates, wenn es den souveränen Papst in seiner Mitte hätte?

Politisch würde das Prestige Italiens um das tausendfache bei allen europäischen Nationen wachsen. Und wenn dem Papste wirklich die Freiheit und die souveräne Unabhängigkeit, die ihm gebührt, wiedergegeben wäre, so würde sich Italien moralisch so heben, daß es eine Nation würde, die ein Beispiel und Muster für alle andern Nationen wäre. Noch mehr. Indem es in seiner Mitte, in dem Papste, das festeste Fundament der Autorität und der Ordnung hätte, würde es der geborne Vermittler sein, um den Frieden zwischen allen Regierungen und Völkern der Welt allezeit zu sichern. — —

Trotz alledem eine letzte Erwägung, welche die Existenz einer päpstlichen Souveränität endgültig als eine Unmöglichkeit in unsern Tagen zurückweist.

Setzen wir voraus, alle Hindernisse seien auf friedlichem Wege fortgeräumt, alle Schwierigkeiten seien gelöset, der Papst würde

wieder Souverän. Wohlan! welche Regierungsform würde er annehmen? Die absolutistische Form? Aber die Völker, die nunmehr zum Selbstbewußtsein gekommen, würden sie als eine Erniedrigung, als eine unerträgliche Last ansehen. Es würde ein gewaltsamer Zustand eintreten, der auf die Dauer nicht haltbar ist. Also die repräsentative Form? Aber bei dieser ist das Volk souverän, und der Souverän steht nur zur Schau da. Fügen wir hinzu alle die Freiheiten, welche die moderne Gesellschaft fordert: Cultusfreiheit, Preßfreiheit, Associationsfreiheit. Die Opposition im Parlament, theils spontan, theils absichtlich, würde nicht auf sich warten lassen, und im Nu wäre der Papst im Kampfe mit den Vertretern seines Volkes. Ebenso würde es im Volke rumoren, und wir wären mitten in der Empörung. Und was würde der Papst dann anfangen? Würde er Gewalt gebrauchen? Würde er Blut vergießen? Man schaudert beim bloßen Gedanken daran. Wir erinnern uns noch an den Scandal, welchen die liberale Presse anhob, als es mit den beiden Mördern Monti und Tognetti zur Execution kam. Würde er der Revolution freie Hand lassen? Das hieße sich seiner Macht begeben und der Anarchie die Thore öffnen.[1])

Wir werden sicherlich nicht bei diesem weichherzigen Argumente, das gut ist, um Kinder zu überzeugen, verweilen. Wenn in der Gesellschaft die Tribunale Verbrechen der Gerechtigkeit gemäß verurtheilen, so fiel es niemals Jemandem ein, den Souverän selbst als Urheber der Verurtheilung zu betrachten, und ihm desfalls persönliche Härte vorzuwerfen. Daß ferner unter den Verbrechern diejenigen mit größerem Nachdrucke zu verfolgen sind, welche unter irgend einem Vorwande die Gesellschaft in Verwirrung bringen, haben selbst die Männer der Revolution durch die That bewiesen; sie fordern Straflosigkeit für ihre eigenen politischen Fehler und übten immer unbeugsame Strenge bei den

[2] Bonomelli S. 42 seqq.

Völkern, die sich gegen sie empörten. Die Erschießungen im Königreiche Neapel, das Bombardement von Palermo und hundert andere Thatsachen gehören nicht zu jenen, welche man im Laufe der Zeit vergißt.

Es ist wahr, diese Henker und Bombenschleuderer fahren gleichwohl fort, an den Bomben, die der König von Neapel auf sie abfeuerte, und an der Execution, die an Monti und Tognetti vollzogen wurde, Aergerniß zu nehmen. Aber man thäte sehr Unrecht, wollte man dies Kindergeschwätz beachten, über welches die Urheber selbst lachen müssen, wenn sie sehen, daß Andere es ernst nehmen.

Wenn man übrigens den Kampf betrachtet, den die Päpste gegen die jetzt herrschende Partei zu führen hatten, so sagt uns die Geschichte: So lange die päpstliche Regierung nur mit einheimischen Aufrührern zu thun hatte, wendete sie in tausend Fällen nicht die äußersten Mittel an, von denen in der Folge die Revolution Gebrauch machte. Eine gute Polizei beugt neun von zehn Verschwörungen vor. Und eine höchst gelinde Strenge, gegen die Carbonari in der Romagna angewandt, genügte, daß sie sich auflösten, wie das Salz im Wasser.

Doch genug hievon. Kommen wir auf die andere Schwierigkeit, die wenigstens Ernst zur Schau trägt. Und ebendeßhalb wurde von den katholischen Schriftstellern schon eine bündige Antwort darauf gegeben, und wir brauchen hier nur ihre Antwort zu wiederholen.

Unter der Voraussetzung, daß eine absolute monarchische Gewalt den Unterthanen des Papstes im Allgemeinen nicht genehm sei, geht man weiter und behauptet, die Verwirklichung einer constitutionellen Regierung sei gleichfalls unmöglich, woraus dann folgen würde, daß überhaupt keine Regierungsform zur Anwendung kommen könnte. Registriren wir zunächst einige Thatsachen, die auch für die Freunde der gegenwärtigen Ordnung nicht ohne Interesse sein werden.

Vorerst ist es ungenau zu sagen, daß in einem monarchisch-constitutionellen Staate nach modernem Schnitte die Souveränität des Monarchen, wie Andere sagten, einfach ein Schein wäre, eine fictio juris.

Es ist nur zu wahr: Die socialen Grundsätze, auf denen jene Constitutionen beruhen, namentlich der Grundsatz von der Volkssouveränität, führen logisch zur Zerstörung jeder Monarchie, ja, jeder Regierungsform, auch der republikanischen, bis zur absoluten Anarchie.

Aber logisch oder nicht logisch, — es kommt wenig darauf an — die meisten Liberalen selbst bleiben auf der ersten Stufe, nämlich auf der Stufe einer constitutionellen Monarchie stehen, ohne auch nur auf die zweite zu steigen, nämlich auf die Stufe einer conservativen Republik. Preußen, Oesterreich, Bayern, Portugal, Spanien, Italien werden nach monarchischen Constitutionen regiert, in welchen der Grundsatz von der Souveränität des Volkes unter bestimmt ausgesprochenen Beschränkungen verstanden wird, ohne daß man deßhalb glaubte, dem Geiste der modernen Constitutionen werde dadurch Abbruch gethan.

Wenn nun in solchen Monarchieen das Recht betrachtet wird, so kann in ihnen der Souverän sehr wohl Souverän sein, wiewohl seine Autorität nach vielen Seiten behindert ist; in der That kann er nicht bloß herrschen, sondern auch regieren. Man hat an Napoleon III. ein Beispiel erlebt, dessen Regierung eine rein persönliche war, und vor einigen Jahren hatte man Gelegenheit, den Kaiser Wilhelm von Deutschland Angesichts der Kammer mit allem Nachdruck betonen zu hören, er sei Souverän, und nicht Unterthan seines Volkes, ohne daß sich Einer erhob, um ihm den Grundsatz der Volkssouveränität entgegen zu halten, die der Constitution zu Grunde liegt.

Es ist wahr, wo die Revolutionsmänner zur Regierung kommen, da suchen sie in der That die ganze Macht an sich zu ziehen und den Souverän zu einer bloßen Scheinfigur zu machen. Aber

unter weniger günstigen Umständen — und das wären diejenigen des Papstes —, ist es offenbar in der Praxis vollkommen möglich, daß ein constitutioneller Fürst noch in der That die wahre Souveränität ausübt, welche ihm die modernen Institutionen — ob logisch oder nicht — rechtlich einräumen. Wo ist demnach die absolute Unmöglichkeit einer päpstlichen constitutionellen Regierung?

Die Hauptschwierigkeit für die Verwirklichung eines solchen Projekts liegt nicht in der Unvereinbarkeit des Parlamentarismus mit der Ausübung einer wahren Souveränität, wohl aber in einer Thatsache, die von ganz anderer Natur ist: nämlich in dem gänzlichen Mangel an Interesse und dem gänzlichen Mangel an Vertrauen, welches das Volk selbst den modernen Einrichtungen der Volksvertretung entgegenbringt. Die liberalen Blätter selbst klagen beständig darüber.

Seit vielen Jahren bleiben das Parlament und der Senat beständig leer. Die Vertreter des Volkes geben das Beispiel der Unlust und häufig sind sie nicht einmal in genügender Anzahl anwesend, um beschlußfähig zu sein.

Vom Volke wollen wir nicht sprechen. An den Urnen pflegen nur die zu erscheinen, welche von der Parteiregierung geworben sind: eine Unzahl von Angestellten, von Wachen, von Livreen aller Art, die alle ohne Freiheit votiren im Sinne dessen, der ihnen das Brod gibt, und es ihnen nehmen kann. Und wie viele von ihnen ohne diesen Beweggrund zu Hause bleiben würden, kann man aus der allgemeinen Saumseligkeit aller übrigen Wähler leicht abnehmen. Den Brodmonarchisten stehen an der Urne die noch hungrigen Republikaner gegenüber mit Banden, die sie aus den Vereinen ihrer Partei gesammelt. Sie sind gleichfalls an strenge Disciplin gewöhnt, der sie sich schwer entziehen können. Beide zusammen machen mit genauer Noth die Hälfte, oft nicht einmal den dritten oder den vierten Theil der Wähler aus. Es ist vorgekommen, daß in einem Dorfe Oberitaliens, in der Nähe

Brescia's, am Tage der Wahl auch nicht ein einziger Wähler sich die Mühe nahm, an die Urne zu gehen. Und doch sind das bekanntlich nicht die widerspenstigsten Gegenden. Der Deputirte Sonnino-Sidney sagte Alles in einem Worte, als er im Parlamente erklärte, daß „die große Majorität der Italiener — neunzig von hundert der Nation — den Institutionen des Landes fern bliebe." So wenig Interesse zeigen die italienischen Völker für diese Theilnahme am öffentlichen Leben, die man ihnen als ein nicht begehrtes Geschenk hat geben wollen.

Die Schuld davon liegt nicht am Volke, wohl aber an den Institutionen selbst und an der Weise, wie sie von der Partei die sie einführte, gehandhabt werden. Und das trifft nicht bloß in Italien zu, sondern überall, wie die Liberalen selbst eingestehen.

Schon vor drei Jahren sprach sich die „Riforma"[1]) (2. April 1886) in einem Artikel, überschrieben Parlamentarismo in rotta, (Verfall des Parlamentarismus) offen aus über den traurigen Versuch oder vielmehr über die nunmehrige vollkommene Niederlage dieses Systemes in allen Ländern, wo es eingeführt wurde. Nachdem dieser Artikel die beschämende Ohnmacht und Unzulänglichkeit desselben in Frankreich, Spanien, Oesterreich, Deutschland, ja sogar in England dargethan, schloß er: „Von Italien wollen wir gar nicht sprechen, denn es ist Allen offenkundig, daß es sich unter allen Ländern in der schlechtesten Lage befindet."

Wir glauben es auch, denn der „Secolo"[2]) drückte sich in eben jenen Tagen in noch herberen Worten darüber also aus: „Kein Parlament oder besser keine Regierung hat je ein so ekelerregendes Schauspiel dargeboten."[3])

Das wahre Verlangen des Volkes ist, eine Regierung zu haben, welche ihm Gerechtigkeit, Reichthum, Unterricht, Morali-

[1] Das Organ Crispi's. D. Ü.

[2] Eines der verbreitetsten liberalen Blätter Oberitaliens. D. Ü.

Vergl. die Nummern vom 14.—15. April 1886.

tät und Religion verschafft nach innen, und Vertrauen und Achtung nach außen. Nun sieht aber das Volk, das nicht blind ist und abwägt, wie wenig die gerühmten sogenannten constitutionellen Freiheiten zur Erlangung dieser Güter beigetragen haben. Es sieht, wie die Gerechtigkeit grauenhaft verwaltet, der Unterricht durch Zwitter-Methoden und ohne Rücksicht auf den Genius der Nation auf das schlechteste geleitet, die Erziehung in den öffentlichen Schulen Lehrern und Professoren anvertraut ist, die notorische Gottesläugner sind, wie Religion und der katholische Cultus unsinnig angefeindet, die Steuern verzehnfacht werden, wie jedes Jahr ein Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben verkündet, und immer neue Anleihen gemacht werden, wie nach innen Alles vom Günstlingswesen gelenkt und geleitet, nach außen Alles von den Allianzen bestimmt wird, die nicht einmal bei der Bildung des Cabinetes Freiheit lassen. Kann man sich demnach noch wundern, wenn das parlamentarische System beim italienischen Volke so tief gesunken ist, daß ihm allgemein das größte Mißtrauen und der gänzliche Mangel an Interesse entgegengebracht wird?

Würde unter solchen Umständen ein Papst, der es einführen wollte, nicht auf Widerstand und Mißbilligung stoßen gerade von Seiten des Volkes, nachdem die Liberalen schon das Wort gesprochen: Der Parlamentarismus hätte schon seine Zeit überlebt?

Daher macht eine Schrift über die Römische Frage, die vor sechs Jahren veröffentlicht wurde, gerade mit Bezug auf diesen Punkt eine sehr vernünftige Bemerkung, indem sie sagt, der Papst könne im Falle einer Restauration seinen Unterthanen ein den modernen Constitutionen analoges Statut geben.

Der wunde Fleck der modernen sogenannten Freiheiten liegt in dem antisocialen und antichristlichen Begriffe der Volkssouveränität. Die italienischen Völker wissen aus Erfahrung, worauf es mit dieser Volkssouveränität hinausläuft, und so danken sie dafür.

Ganz anderer Art waren die Freiheiten, die uns in den Constitutionen des Alterthums und des Mittelalters begegnen, und deren einige bis zur französischen Revolution dauerten, die sie abschaffte. Diese bestanden in einer weisen Beschränkung des persönlichen Willens der Fürsten in einigen Punkten und wurden von Abgeordneten ausgeübt, die freilich nicht die vermeintliche Souveränität des Volkes vertraten, sondern, von demselben ernannt, der höchsten Autorität zur Seite standen für einige Arten von Geschäften z. B. für die Steuerverordnung und Anderes.

In dieser Auffassung liegt nichts, was im Widerspruche stünde mit der Prärogative des Souveräns. Und eine Charta dieser Art wäre auch die geeignetste für jede unserer Gesellschaften, denn auf der einen Seite herrscht in ihnen eine gewisse Abneigung gegen absolute Monarchie vor, auf der andern Seite ist man des modernen Parlamentarismus nach den mißlungenem Versuchen überdrüssig.

Es erübrigt noch, über gewisse specielle Freiheiten zu sprechen, die vom Geiste der modernen Gesellschaft durchaus gefordert zu sein scheinen, wie die Preßfreiheit und Cultusfreiheit. Um nun einzusehen, wie ein souveräner Papst auch hierin einen nothwendigen Mittelweg einschlagen könnte, genügt eine höchst einfache Bemerkung.

In Allem, was die Toleranz eines moralischen Uebels in der Gesellschaft betrifft, unterscheiden wir die Principienfrage von der Praxis. Dieses vorausgesetzt kann keine christliche Regierung zugeben, daß der Irrthum und das Uebel dasselbe Recht auf die Freiheit haben wie die Wahrheit und das Gute. Selbst der revolutionäre Staat, der auf diese Maxime die Freiheit der Presse und des Cultus gründen muß, ist genöthigt, sie in der Anwendung zu beschränken, und zählt zu den Ausschreitungen, die bestraft werden können, den Frevel gegen Gott und gegen die öffentliche Moral, wenngleich derselbe fast nie bestraft wird. Auch läßt er nicht die Entschuldigung zu, die Jemand anführen könnte, er sei nach seinem Gewissen ein Atheist oder Cyniker.

Viel weniger könnte also ein Papst dieses in sich unmoralische Princip zugeben. Und wenn er sich auch der Repressiv-Censur bediente, einer Waffe, die unvergleichlich schrecklicher ist, als die Preventiv-Censur, und die zügellose Redefreiheit, durch welche die italienische Regierung die Religion des Staates und die Moral täglich frei insultiren läßt, unterdrückte, kann man sicher sein, er würde hiedurch nur den Beifall des Volkes ernten.

Was aber die praktische, sich innerhalb gewisser Grenzen bewegende Toleranz der Discussion über Fragen, die sich mehr oder weniger indirect auf die Religion oder die Sitten oder auf die Politik beziehen, anbelangt, so wird die ganze Pflicht für ihn, wie für jeden christlichen Fürsten nach den Umständen zu bemessen sein. Indessen zugegeben, daß alles dieses nur eine gute Regierung und nicht ein Preisgeben der Principien fordert, so löst sich das Gespenst eines mittelalterlichen, am Ende des 19. Jahrhunderts wieder in's Leben gerufenen Staates in leeren Rauch auf. Die Päpste waren immer — muß man es noch sagen? — Menschen ihres Jahrhunderts, und auch der souveräne Papst am Ausgang des 19. Jahrhunderts wird es sein.

Schluß.

Indem wir auf den vorstehenden Blättern mit vollkommenster Unabhängigkeit unsere Untersuchungen angestellt, mußten wir uns überzeugen, daß die protestirende Stellung, die der Papst im gegenwärtigen Kampfe eingenommen, ihm von der unvermeidlichen Pflicht seines hohen Amtes auferlegt ist, daß sie gefordert wird vom Wohle der Kirche und auch Italiens, und daß sie gar nicht ohne praktischen Werth ist, wie gewisse kurzsichtige Tadler zu verstehen geben möchten.

Und nun, bevor wir schließen, können wir unsere geneigten Leser einladen, ihre Begriffe zu klären, oder wenn es nöthig wäre,

zu verbessern über einen andern Punkt, der für sie und für das allgemeine Wohl von viel größerem Belang ist, als der vorhergehende.

Man wollte die Haltung des Papstes, die er gegenüber den Feinden der Kirche zu nehmen hatte, in Discussion ziehen, eine Frage, die eigentlich den Papst angeht. Stellen wir jetzt eine andere Frage, die praktische Bedeutung für uns hat.

Welches ist das Benehmen, das jeder Katholik betreffs der Regierungsacte, welche der Stellvertreter Jesu Christi in der Kirche ausübt, zu beobachten hat?

Ein Blick um uns genügt, uns zu überzeugen, daß der ganze katholische Episcopat und das gläubige Volk in dieser Beziehung nur eine Norm anerkennen, nämlich diese, sich in ihren inneren Urtheilen und Gefühlen in Einklang zu setzen mit dem höchsten Hirten, und nach außen ihm in Allem zu folgen und sich gelehrig von ihm leiten zu lassen.

Gegenüber dieser großartigen Uebereinstimmung der Hirten und des christlichen Volkes gibt es eine kleine Zahl von Katholiken, namentlich in Italien, die meinen, sie könnten, ohne sich eines Fehlers schuldig zu machen, die Handlungen des Oberhauptes der Kirche in ihrem Herzen und auch öffentlich einer Kritik unterziehen und sich mit ihm in Widerspruch setzen, indem sie eine öffentliche Meinung zu machen suchen, die ganz und gar seinen Worten und Handlungen entgegen ist.

Es ist keine Partei; denn so kann man sie nicht nennen, da ein Anführer, ein Programm, ein Name fehlt. Es ist die zerstreute Classe derer, die moralisch besiegt sind, welche des Kampfes müde die Uebergabe wünschen, sowie derer, die, ohne es zu wissen, Parteigänger der Feinde der Kirche sind. Sie haben sich durch politische Rücksichten an deren Fahne angeschlossen und ereifern sich, daß die Kirche sie unter jenem Panier nicht begleitet.

Diese schwankenden Katholiken haben zwei sehr schwierige Obliegenheiten zu erfüllen. Sie müssen die Stellung als Richter, die

sie dem Papste gegenüber einnehmen, rechtfertigen und sich des Vorurtheiles erwehren, welches sie trifft, daß sie gegen die allgemeine Ueberzeugung der Kirche vorangehen.

Um sich dieser zweiten Anklage zu erledigen, haben sie die Gewohnheit, die Katholiken als eine Partei hinzustellen, der sie verschiedene Namen geben: Klerikale, Intransigenten, alte Zeloten, aus dem Vatikan; Andere haben sie als eine unnennbare Partei bezeichnen wollen.

Die letzte Benennung ist unter allen die wahrste; denn für einen Schuldigen ist das unnennbar, was er nicht nennen kann, ohne die eigene Verdammung auszusprechen. Und das ist gerade der Fall bei jenen schwankenden Katholiken der Partei gegenüber, die sie als eine unnennbare bezeichnen. Aber für den, welcher sich nicht in ihrer Lage befindet, ist die Partei sehr wohl benennbar. Sie nennt sich Katholische Kirche.

Das war und wird immer der Name jener Gesellschaft sein, welche den Papst zum Oberhaupte und alle Bischöfe mit ihm im vollsten Einklange haben wird. Sie kämpft jetzt auf der ganzen Welt für ihren Glauben und fordert die politische Unabhängigkeit des höchsten Hirten zurück vermittelst Vereine, Congresse und Tageblätter, welche durch den Segen des Stellvertreters Christi ermuthigt und unterstützt, für dessen Lehren einstehen und seine Absichten nach Kräften fördern.

Eine seltene Erscheinung, daß italienische Katholiken, so verständnißvoll und reich an gesundem Sinne, bis zu einem solchen Grade von Verblendung kommen, in der imponirenden Gesammtheit der Hirten und des christlichen Volkes nur eine Partei erblicken zu wollen. Aber wo ist denn die Kirche? Ist sie verschwunden, oder hat sie sich nur in jene unsichtbaren Kenner und Vertheidiger ihrer Interessen zurückgezogen, während der Stellvertreter Jesu Christi und der ganze Episcopat ihre eignen Wege gehen und ich weiß nicht, welche Kriege ausfechten? Und auch die ganze antikatholische Partei täuscht sich, wenn sie, um die Kirche zu bekäm-

pfen, nur jene unbenennbare Partei, ihre Blätter, ihre Vereine, ihr Oberhaupt bekämpft.

Man lasse doch die kindischen Zweideutigkeiten bei Seite! Wohl kann es auch im Schooße der Kirche Parteien geben, wenn es sich nämlich um Lehren oder Unternehmungen handelt, die von Privatleuten ausgehen, und der Freiheit des Einzelnen anheimgegeben sind; aber die Vertreter der Lehren, und die Vollstrecker des Willens des Statthalters Jesu Christi bilden keine Partei, wohl aber die Kirche selbst, die sich immer geeinigt sieht in Erfüllung dieser doppelten Aufgabe.

Auch ist es eine Unwahrheit, daß sich die Katholiken, indem sie sich in dem gegenwärtigen Kampfe die Anschauungen des Papstes aneignen, von leeren Einbildungen leiten lassen, welche ihre Presse nährt, jene Presse, von der gesagt ist, „sie spreche und gerire sich, als wolle sie glauben machen, daß sich die Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er ex Cathedra spricht, auch auf seine Regierungsacte und seine Politik beziehe."[1])

Wer dieses geschrieben, würde sich in nicht geringer Verlegenheit befinden, wenn er den Vorwurf, den er ohne allen Grund gegen die katholische Presse schleudert, durch Beweise rechtfertigen müßte. Unter den einfachen Gläubigen ist es Keinem unbekannt, daß die Unfehlbarkeit dem Statthalter Jesu Christi nur zukommt in den Entscheidungen, welche er als allgemeiner Lehrer der Kirche und als höchster Hüter der geoffenbarten Lehre ausspricht, wie dieses selbst der Ausdruck: ex Cathedra andeutet. Alle Katholiken geben also zu, daß „das erhabene Haupt der Kirche einen politischen Fehler begehen kann."[2]) Aber sie unterscheiden immer und vor Allem rein politische Acte, welche namentlich in der Staatsregierung vorkommen konnten, als der Papst noch wirklicher Souverän war — und von diesen ist hier nicht die Rede — und kirchenpolitische Acte, welche sich auf die gemischten Interessen der Kirche

[1] Bonomelli S. 31 Anmerkg. [2] Ebendaselbst.

beziehen, zu denen ohne Zweifel an erster Stelle die politische Unabhängigkeit des Papstes gehört.

Ist von diesen letzteren Acten die Rede, so wissen die Katholiken sehr wohl, daß sich (falls nicht der Glaube, die Sitte und die allgemeine Kirchenordnung dabei in Frage kommt,) die Unfehlbarkeit auf diese nicht erstreckt, aber deßhalb glauben sie doch nicht, daß es Jedem frei stehe, sich zum Richter und zum Censor dieser Acte aufzuwerfen.

Man begreift wirklich nicht, wie gewisse Leute in unseren Tagen auf den Gedanken kommen, einen solchen Satz aufzustellen, der in der Kirche, ja auch in andern Gesellschaften unerhört ist. In der That gründet sich die Disciplin und die Pflicht der Unterwerfung bei den Unterthanen ganz und gar nicht auf die Unfehlbarkeit des Vorgesetzten, weder in der Kirche noch außerhalb derselben. Der Vater ist nicht unfehlbar in der Familie, der General nicht im Heere, darum aber kann doch nicht jeder Sohn und jeder Soldat oder Offizier nach Belieben ein Tribunal errichten und einen Richterspruch erlassen gegen die Handlungen des Vorstandes, sei es im Heere, sei es in der Familie.

Diejenigen befinden sich also in einem groben Irrthume, welche daraus, daß der Papst nicht in allen Handlungen des Kirchenregimentes unfehlbar sei, ableiten wollen, seine Handlungen öffentlich als weniger zeitgemäß und als Mißgriffe angreifen zu können. Und umgekehrt haben die Katholiken allen Grund, wenn sie ein solches Gebahren zwar nicht als Sacrileg oder quasi Ketzerei, wie wohl mit Uebertreibung gesagt ist, aber in Wahrheit als eine Unbotmäßigkeit und ein aufrührerisches Unternehmen bezeichnen.

Was Einige zu glauben verleitet, sie dürften die Regierungsacte der Kirche einer öffentlichen Discussion unterziehen, ist die Freiheit, welche die modernen Institutionen einem Jeden einräumen, die Regierungsangelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft zu besprechen. Aber erstlich würden, wie schon früher bemerkt, auch bei

der Voraussetzung, daß in der Kirche die constitutionellen Freiheiten in Kraft wären, doch immer die Handlungen des Souveräns, in unserm Falle des Papstes, der öffentlichen Discussion und Censur entzogen bleiben.

Ferner ist im constitutionellen Staate die Kriegserklärung und der Friedensschluß dem Fürsten vorbehalten; und es ist den Soldaten und Subalternen nicht einmal den fähigsten erlaubt, den Kriegsplan und die Bedinguugen des Friedens zu erörtern, indem sie hier tadeln oder einen Vorschlag machen oder einen Rath geben. Man fordert im Gegentheil von einem Jeden vollkommene Unterwerfung und Disciplin in Allem, was sich auf die Ausführung des Planes dessen bezieht, der an der Spitze des Heeres steht. Die Discussionsfreiheit ist aber nichts weniger als unbegrenzt auch in den modernen bürgerlichen Gesellschaften, von denen sie heutzutage Einige um so schrankenloser in die christliche Gesellschaft übertragen möchten.

Diese Uebertragung ist an und für sich und grundsätzlich nicht zu dulden, da Jesus Christus seine Kirche auf ganz andere Principien als die der modernen Demokratie gegründet hat. In ihr ist das Volk nicht und darf sich nicht für den Souverän halten, sondern als Untergebene des Papstes, dem es sich als dem Stellvertreter Jesu Christi unterwirft, um von ihm unterwiesen und geleitet zu werden. Das ist die Verfassung der Kirche. Diese ändert sich nicht mit den Veränderungen, welche man rings um sie herum mit den Fundamenten der bürgerlichen Gesellschaft vornimmt, zu der ihre Mitglieder gehören. Auch ließen sich die Katholiken niemals einfallen, die verschiedenen Einrichtungen dieser in die Kirche zu übertragen, noch hatten sie Mühe, sich gleichzeitig mit dem verschiedenen Rechte der beiden Gesellschaften in Einklang zu setzen, die so verschiedenen Ordnungen angehören.

Zu allen Zeiten gab es und gibt es auch heute noch ganze Nationen, in welchen die Katholiken als Demokraten lebten, info-

fern sie Staatsbürger waren, und als Monarchisten einer übernatürlichen Ordnung, insofern sie Katholiken waren. Die guten Italiener, welche die Neuheit der gegenwärtigen politischen Freiheiten vielleicht etwas schwindelig gemacht, werden sich, wenn sie nur ein wenig nachdenken, ihres Irrthums schämen und die Gründe richtiger beurtheilen lernen, welche den Episcopat und das katholische Volk bestimmen, auch in den gegenwärtigen Kämpfen sich den Anschauungen des höchsten Hirten anzuschließen und seiner Weisung mit aller Gelehrigkeit und allem Vertrauen zu folgen.

Nimmermehr werden diese dazu bestimmt durch einen übertriebenen und falschen Begriff von der päpstlichen Unfehlbarkeit, wohl aber durch den ganz richtigen Begriff, den sie von der Beziehung zwischen dem Papst und den Gläubigen haben in Allem, was nur immer zur übernatürlichen Ordnung gehört. Er ist Hirte, sie sind Schäflein, er ist Lehrer, sie Schüler, er Herrscher, sie von ihm abhängig in christlicher Demuth und Liebe.

Bei dieser Anordnung des göttlichen Stifters wissen sie, daß sie auch in gewöhnlichen Zeiten nichts Anderes zu thun haben, als sich leiten und belehren zu lassen. In stürmischen Zeiten aber, wie die gegenwärtigen sind, haben sie allen Grund zu vertrauen, der heilige Geist werde mit seinen besonderen Erleuchtungen Dem beistehen, in dessen Hände er die Regierung der Kirche gelegt.

Wenn wir schließlich die Sache auch mit menschlichem Auge und nur frei von jener thörichten Anmaßung betrachten, mit welcher die moderne Gesellschaft einem Jeden das Recht gibt, den Staatsmännern eine Lection zu ertheilen, so fällt es den Katholiken nicht schwer, einzusehen, welche Verwegenheit darin liegt, die Acte dessen zu censuriren, der aus der Mitte des Senates der Kirchenfürsten wegen seiner Tugenden und seiner natürlichen Geistesgaben als der geeignetste für diese Regierung ausgewählt ist, und deßhalb keinen Schritt thut, ohne die allseitigste Erwägung und ohne die weisesten Rathgeber gehört zu haben.

Dieses allein würde genügen jedem einfachen Gläubigen die Grille zu vertreiben, auch nur innerlich die Schritte des Stellvertreters Jesu Christi als unzeitgemäß oder als Mißgriffe zu beurtheilen. Aber so viel ist nicht einmal nöthig, um dem Dünkel eines Menschen Einhalt zu thun, der versucht wäre, als öffentlicher Censor oder Gegner derselben aufzutreten.

Wenn unter eben jenen Hirten, welche der Nachfolger des heiligen Petrus seine Brüder nennt, Einer daran dächte, ihm einen nützlichen Rath zu geben, so würde er ganz gewiß keinen Fehler begehen, falls er es im geheimen thäte und mit völliger Unterwerfung unter dessen Urtheil. Aber wenn solche Rathschläge statt dessen durch die Presse in's Publikum geschleudert werden, so ist klar, daß sie nicht mehr an den Papst gerichtet, noch seinem Urtheil unterstellt sind, es sei denn mit Worten. Sie werden dann ein Versuch zu einem Aufruhre sein, indem sie den Zweck verfolgen, die Gläubigen von der schuldigen Unterwerfung unter ihren höchsten Hirten abzuwenden und sie anzuleiten, sich stolz zu seinen Richtern aufzuwerfen.

Deßhalb wurden die Schriften, die erschienen und von diesem Geiste der Unbotmäßigkeit eingegeben waren, mit vollem Rechte von der Autorität der Kirche geächtet und vom christlichen Volke mit Verachtung und Unwillen zurückgewiesen. Mit Unwillen wegen der Vermessenheit, gegen den Stellvertreter Jesu Christi in eben dem Augenblick Stellung zu nehmen, in welchem wunderbarer als je die Hirten und das gläubige Volk sich ihm einmüthig anschließen. Mit Verachtung, weil von Einem, der einen Lehrstuhl und eine Fahne gegen den Papst aufrichtet, sich kein Katholik vernünftiger Weise den Gewinn heilsamer Wahrheiten, sondern nur trügerische Sophismen und verderbliche Schlußfolgerungen versprechen kann.



Inhalt.